Schloß Dornegge

oder

Der Weg zum Glück.

Erster Theil.

Schloss Dornegge

oder

Der Weg zum Glück.

Roman in vier Büchern

von

Levin Schücking.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1868.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Erstes Buch.

Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand.
Goethe.

Erstes Kapitel.

Eine heidnische Göttin.

Ein junger Mann in einem weißen Arbeitskittel, mit üppigen braunen Locken, die fast bis auf die Schultern fielen und ein frisches, höchst einnehmendes Gesicht beschatteten, stand in dem Hofe eines kleinen, ein wenig verkommen und hinfällig aussehenden Hauses. Es lag in einer Gegend der Stadt, welche vor wenigen Jahren noch eine Art von Vorstadt gebildet hatte — zwischen lauter großen und stattlichen Neubauten; gewiß war der dürftige kleine Bau von seinem Eigenthümer verurtheilt, auch einmal einem solchen glänzendern, aber ungemüthlichern Speculationsbaue zu weichen, und bis der Tag dieses Verhängnisses gekommen, wurde der Zeit überlassen, den Abbrucharbeitern ihre Aufgabe zu erleichtern. Um das kleine einstöckige Haus war es nicht schade; aber es war schade um den hübschen Hof dahinter, in den so hell und warm die Nachmittagssonne eines

Frühsommertags schien, wenn er ebenfalls dem Industrialismus der Gegenwart und seinem Attribut, dem frischen Ziegelsteine, hätte weichen müssen.

Eine hohe Mauer umgab diesen Hof nach drei Seiten; die vierte bildete die Rückseite des Hauses. Wenn man aus der eben offen stehenden und den Einblick in eine Bildhauerwerkstätte gewährenden Thür an dieser Rückseite auf den Hof trat, hatte man zur Linken einen vorn offenen Schuppen, unter dem allerlei angefangene oder halbvollendete Steinhauerarbeiten standen. Die Mauer gegenüber und die zur Rechten waren mit wilden Weinreben dicht überkleidet; an ihren überwuchernden Ranken hatte sich ein Gärtnermesser noch weniger zu schaffen gemacht wie eine Friseurscheere an den dunkeln Locken des jungen Mannes, der in diesem Raume waltete. In dem Winkel, welchen diese laubbedeckten Mauern bildeten, zeigte sich eine alte Brunnenvorrichtung, ein aus der Wand vortretender Löwenrachen, der einst Wasser in eine darunter befindliche geräumige Sandsteinschale gespien hatte; am Boden unten war eine noch größere Schale angebracht, um das überströmende Wasser aus der höhern aufzunehmen. Das alles aber war bestaubt, bemoost, zerbröckelt; der Löwenrachen war jetzt seit Jahren schon so trocken, wie ein vor Durst lechzender Löwenrachen

in der Wüste es nur sein kann; der den kleinen Hof zur Hälfte füllende Rasenfleck war ebenfalls trocken, und die paar Blumenbeete, die, auf demselben angebracht, einige Büsche von Phlox und immergrünen Astern und Stockrosen zeigten, waren so verkümmert und staubbedeckt, daß sie in derselben Wüste, und wäre sie die Sahara gewesen, sich kaum übler hätten befinden können.

Der junge Mann stand mit der Stirn an ein kleines Eisengitter gelehnt, das eine fast ganz von Ranken überhangene viereckige Oeffnung in der Mauer zur Rechten verschloß und einen Einblick in den Nachbargarten erlaubte. Vielleicht machte er da Studien, wie man einen Rasen in Ordnung hält und seinen Blumen die gehörige Pflege gewährt. Denn gepflegt und wohlgehalten und geschmückt war dieser Nachbargarten, der, zehnmal größer als der kleine Hof, eine schöne, saubere englische Anlage zeigte — Rasen wie Sammt, ausländische Bäume und Gesträuche, fein geharkte Pfade und allerlei Schmuckwerk, kleine aus Tuffstein künstlich zusammengesetzte Felsenpartien, auf deren Vorsprüngen Töpfchen mit Schlingkräutern standen, Vasen aus gebranntem Thon, dick mit weißer Oelfarbe überstrichene Kinderfiguren, welche die vier Jahreszeiten darstellten, und winzige Bassins mit

winzigen Springbrünnlein und kleinen Goldfischen darin.

Gewiß, sie war sehr reizend und sehr niedlich, diese ganze Ziergärtnerei — der junge Mann aber schien nicht mit ihr beschäftigt. Seine Blicke hafteten auf etwas noch Zierlicherm, noch Blühenderm und — vielleicht nicht weniger Kokettem als diese geputzte Gartennatur.

An der Rückseite des stattlichen Hauses, zu welchem der Nachbargarten gehörte, stand ein Fenster im obern Stocke auf, und in diesem Fenster stand ein junges Mädchen, welches damit beschäftigt war, mit einer Hand den Knoten ihres blonden Haares zu lösen, während ihre andere Hand einen kleinen Spiegel hielt, in dem sie sich während dieser Operation betrachtete, von Zeit zu Zeit den Kopf wendend und nach der Maueröffnung hinüberschauend, hinter der sie, wie es schien, den Lauscher erkannte trotz des Eisengitters und des Laubvorhanges; in der That, sie erkannte ihn, denn sie nickte jetzt und schüttelte den Kopf mit den nun lang herunterhängenden Haarflechten und nickte dann wieder, machte ein Zeichen mit der Hand und verschwand vom Fenster.

Auch der junge Bildhauer trat von seinem Späherposten zurück; er ging zu einer kleinen, alten Thür,

welche da, wo die Rückseite seines Hauses an die Hofmauer stieß, in dieser letztern angebracht war, zog einen Schlüssel hervor und öffnete sie möglichst geräuschlos; an der Seite des Nachbargartens standen dichte Gebüsche und Strauchwerk davor; unten auf dem Boden lagen allerlei Scherben — die Thür war offenbar seit Jahren nicht mehr für den Gebrauch bestimmt gewesen.

Doch standen da unten in dem weichen, feuchten Erdreiche zwischen den Scherben zahlreiche Eindrücke eines schmalen, zierlichen Fußes, und einige Nesseln waren zertreten und frische Blätter lagen abgerissen am Boden; auch bewegten sich nach wenigen Minuten die Gesträuche, und das junge Mädchen tauchte dazwischen auf und schmiegte sich durch das Grün, daß sie aussah wie Daphne im Lorberstrauche. Hoch aufathmend, einige Blätter und Blüten in ihrem Haar und auf den Achseln tragend, kam sie über die Schwelle der Thür. Der junge Mann schloß rasch und behutsam die alte Thür wieder, und dann sich zu dem Mädchen wendend, wollte er sie umschlingen, aber die Daphnenatur, schien es, verließ sie nicht, sie hatte sich ihm im Augenblick entwunden und sagte lächelnd:

Was haben Sie mir versprochen, Ludwig? Erst den Schlüssel!

Trauen Sie mir so wenig, Helene? Da ist der Schlüssel.

Sie nahm ihn und antwortete spöttisch: Trauen — dem Herrn Ludwig — einem solchen langlockigen Künstlerjüngling, einem solchen abscheulichen Heiden trauen — ich traue ihm gar nicht, daß er's nur weiß! Und den Schlüssel muß ich haben, um jeden Augenblick wieder auf- und davongehen zu können, wenn mir einfallen sollte, daß es eigentlich doch recht sündhaft ist, was ich thue! Machen Sie sich nur gleich an die Arbeit, Ludwig, denn ich stehe Ihnen nicht gut dafür, daß es mir nicht sehr bald einfällt!

Das ist recht, sagte Ludwig, für ihre Einfälle steht eine so gescheite kleine Libelle nicht Bürge.

Libelle — was das wieder für ein Ausdruck ist!

Gibt es etwas, was flatterhafter ist und mehr — schillert?

Ich flattere gar nicht, ich werde sogleich eine äußerst gesetzte Person sein, und ich schillere auch nicht, höchstens mein Teint so ein wenig zwischen Lilien und Rosen, worüber Sie aber in Ekstase sein sollten, statt sich über mich lustig zu machen, undankbarer, Mensch, Sie!

Damit lief sie davon, der Ecke des Hofes zu, wo sich das Brunnenwerk befand, und schwang sich mit anmuthiger Leichtigkeit auf die obere Sandsteinschale: hier setzte sie sich so, daß die Spitze ihres linken Fußes auf dem Rande der untern Schale ruhte, während der rechte Fuß in die Höhe gezogen war — sie nahm die Stellung einer Dame zu Pferde auf ihrer Brunnenschale an, nur senkte sie den Kopf und legte die Hände lässig in den Schos.

Ist's so recht, junger Canova? sagte sie dabei — sagen Sie mir's nur, ob es recht ist, und lassen Sie Ihre abscheulichen, thonfeuchten Hände von mir fort, hören Sie wol!

Der junge Canova schien nicht zu hören; er machte sich im Gegentheil eifrig mit den Falten ihres weißen Kleides, die er zurechtlegte, zu schaffen, und dann erfaßte er den Unterarm des jungen Mädchens und gab ihm wie den beiden Händen eine veränderte Stellung.

So, sagte er dann, und jetzt müssen Sie die Arme und Hände recht stillhalten, ich werde gleich dabei beginnen.

Sie sah ihn, regungslos dasitzend, von der Seite an, dann fuhr plötzlich der linke Arm mit souveräner Verachtung dieses Gebots aus seiner kunstgerechten

Stellung. Der Rücken der Hand führte einen raschen Schlag dem Künstler an seinen Lockenkopf, und ohne eine Miene zu verziehen, saß das junge Mädchen im nächsten Augenblick wieder regungslos da.

Was hat mein armer Kopf verbrochen, daß Sie ihn schlagen, Helene?

Ich wollte nur sehen, wie hart er sei.

Das sollen Sie nicht, antwortete der Bildhauer; mein Kopf geht Sie nichts an, Ihnen gehört nur mein Herz!

Dabei strich er ruhig seine Locken zurück.

Darum eben muß er gestraft werden, weil er einen andern Weg wie das Herz geht, lachte das junge Mädchen.

Das ist nicht wahr, er geht denselben Weg, nur freiwillig, während das Herz es gezwungen thut — im Zauberbann Ihrer Reize, Helene:

Alle meine Gedanken sie sind bei dir, mein Kind!

Ich glaub's, solange ich hier vor Ihnen sitze und so gutmüthig bin, Ihnen als Modell zu dienen.

Nein, immer — und nun sitzen Sie still und bringen die Falten nicht wieder aus dem plastischen Wurf, in den ich sie mühsam gebracht habe, sagte der junge Mann, der eben ihren Rock in die rechte Lage gebracht zu haben glaubte.

Er trat zurück und prüfte die ganze Gestalt — sie war in der That plastisch und reizend genug; sie war schlank und zierlich in allen Linien, voll Anmuth der gesenkte Kopf mit der Stirn, die vorgewölbt war wie die eines Kindes, mit der feinen, ein wenig gebogenen Nase und den geschwellten Lippen eines völlig regelmäßig gezeichneten Mundes — ein Bildhauer konnte sich kein besseres Modell für die Skizze einer am Brunnenrande sitzenden Undine wünschen als dieses junge Mädchen in dem schlichten weißen Kleide.

Nun holen Sie Ihren Thon herbei und beginnen zu kneten, sagte Helene — Sie abscheulicher Mensch, Sie!

Weshalb bin ich denn so abscheulich heute? lachte Ludwig, aus dem Schuppen ein Gestell mit einer Drehscheibe und einem verhüllten Gegenstande darauf herbeiholend.

Weil Sie mich zu einer heidnischen Göttin machen — ist das nicht abscheulich? Konnten Sie nicht einen betenden Engel aus mir machen oder irgendeine Heilige oder so etwas? Das hätte meinen frommen Nönnchen gefallen und dem Papa auch, und dann brauchte ich wol gar nicht so heimlich zu Ihnen zu schlüpfen durch die garstige alte Thür mit den Sträuchern davor; der Papa käme am Ende gar selber

mit und hälfe Ihnen, denn der Papa kann alles, just alles — und wäre das nicht besser?

Ich kann Sie ja nächstens auch als Engel modelliren, und dann als Puck, und dann als kleine Teufelin — steckt das nicht alles in Ihnen? Was aber den Papa angeht, so ist es doch besser, daß er über Land gefahren ist, nicht wahr?

Sie nickte dreimal feierlich mit dem Haupte, wie es der steinerne Comthur auf seinem Pferde in der Oper macht.

Und weshalb sagen Sie, ich machte eine heidnische Göttin aus Ihnen? fuhr der Bildhauer fort, der unterdeß ein nasses Tuch von der Drehscheibe genommen hatte und nun an der darunter zum Vorschein gekommenen halbvollendeten Gestalt zu kneten begann. Eine Undine ist keine heidnische Göttin — haben Ihre Nönnchen Sie das nicht gelehrt? Und zur Göttin habe ich Sie nur in meinem Herzen gemacht, und wenn Sie eine kleine Heidin sind, die ihre guten Nönnchen foppt, daß sie darüber verzweifeln möchten, so ist das nicht meine Schuld; und daß Sie die Göttin in meinem Herzen sind, ist auch nicht meine Schuld, das thut blos, weil ich Sie so hinreißend hübsch, verführerisch, liebenswürdig, bezaubernd, berückend, kokett und so grenzenlos übermüthig ...

Wollen Sie aufhören, Sie nichtsnutziger Bildhauer? Kann man heutzutage nicht mehr mit solch einem jungen Menschen Nachbarskind sein und ihm nicht mehr erlauben, sich einen neuen Schlüssel zu einer versteckten alten Thür machen zu lassen und einem zuweilen, wenn der Mond scheint und der Abend warm ist, einen kleinen Höflichkeitsbesuch abzustatten, ohne daß er sich berechtigt glaubt, einem Liebeserklärungen zu machen? Es ist kein Anstand und keine Zucht mehr in der Welt, sagt Schwester Agnes. Ich bin gar nicht Ihre Göttin, ich will Ihre Göttin nicht sein, ich hasse Götter!

Ach, und ich, ich habe die Götter so nöthig!

Nöthig, wozu? fragte das junge Mädchen.

Ich habe die Götter nöthig, weil sie schön sind. Weil sich in ihren Bildern die ganze Herrlichkeit der unverhüllten, reinen, schönen Menschengestalt darstellt; die wundervollen, ungebrochenen Linien...

Sie, Ludwig! unterbrach ihn Helene.

Was ist?

Denken Sie auch daran, daß ich den Schlüssel habe?

Ich denke daran, Bösewicht!

Dann hören Sie auf von Ihren Göttern!

Weshalb? Sie wissen viel zu gut, wie reizend und

anbetungswürdig Sie aussehen, wenn Sie mit Ihren losgelösten Flechten, Ihrem feinen Profilkopfe so in der schönsten Beleuchtung dasitzen — Sie laufen mir jetzt nicht fort!

Nein, dieses Scheusal, dieses Ungeheuer von einem Bildhauer! rief Helene zornig aus. Das will ich Ihnen zeigen!

Sie rührte sich jedoch in ihrer Stellung nicht. Ludwig lachte.

Wenn ich von meinen Götteridealen nur einmal eins, nur eins ausführen könnte! fuhr er dann fort. Davon wissen Sie nichts, Helene, aber glauben Sie mir, es ist eine unselige Qual, solche Bilder freier Schönheit in der Seele zu tragen und um des jämmerlichen lieben Brotes willen verdammt zu sein, immer nur die steifen Ausgeburten kirchlich-kindischer Stilistik, alle nach einer und derselben Schablone, arbeiten zu müssen, ein Künstler zu sein und gebunden an die kanonische Regel. Sanct-Joseph muß eine kahle Glatze haben und Sanct-Nepomuk eine viereckige Haube! Da ist keine Freiheit der Gestaltung, kein Individualisiren, kein Schönheitsgesetz; erst muß man ein Mönch werden und einen ascetischen Gedanken höher stellen lernen als die Schulterlinie der Venus von Melos!

Davon verstehe ich freilich nichts, von solchem Elend, lachte Helene auf. Sie sind ein wunderlicher Mensch, Ludwig. Da Sie nur solche Bestellungen bekommen, so hauen Sie den Leuten doch aus, was nach der Leute Geschmack ist — können Sie denn dabei nicht glücklich sein, da Sie doch...

Da ich doch?

Sie erhob leise ihre Hand und winkte ihn mit dem Zeigefinger herbei.

Was wollen Sie, Helene?

Sie saß unverrückt still, winkte ihn aber wiederholt mit dem Zeigefinger zu sich heran.

Ludwig verließ seine Arbeit und trat zu ihr.

Jetzt legte sie die Hand auf seinen Kopf, drückte diesen näher an sich und flüsterte ihm ganz leise ins Ohr: Da doch der Schlüssel da ist!

Er wollte seinen Arm um ihre Schulter legen und sie umschlingen, aber sie schob ihn fort und sagte mit der ernstesten Miene von der Welt:

Jetzt arbeiten Sie weiter, weiter, die Zeit vergeht! Wir müssen fleißig sein, fleißig, furchtbar fleißig; Sie müssen reich werden, Ludwig, und wenn Sie Ihren Heiligen nur erst ein Zehntel von dem abgewonnen haben, was mein kluger Papa aus allem, was mit den Heiligen zusammenhängt, herausschlägt, so treten

Sie stolz vor ihn hin und werben feierlich um meine Hand! Es ist möglich, daß er Sie dann noch immer zur Thür hinauswirft — aber das thut nichts, Sie armer Kunstjünger, Sie, das thut nichts, denn dann...

Sie winkte ihn wieder herbei, gerade wie eben.

Hören Sie, Ludwig!

Er gehorchte diesmal rascher dem Winke.

Dann flüsterte sie, sich jetzt mit dem Arme auf seine Schulter stemmend und zu ihm niederbeugend: Dann geh' ich mit Ihnen zur Thür hinaus! — Unartiger Mensch, rief sie gleich darauf lachend, als er sie wieder umarmen wollte, Sie zerren mich ja von meinem Sitze herab — da, die Hand dürfen Sie mir küssen — und nun gehen Sie fort — hören Sie nicht, fort sollen Sie gehen!

Aber sie kam doch aus dem kunstgerechten Sitze, und eine kleine Weile dauerte es, bis sie wieder saß wie früher, bis Ludwig aufs neue allen Falten ihres Kleides die rechte Lage gegeben. Und als er dann wieder an der Arbeit war, sagte sie:

Nun wollen wir recht vernünftig reden. Hat Ihre Mama Ihnen den geheimnißvollen Brief gezeigt?

Ludwig nickte mit dem Kopfe.

Gezeigt hat sie mir ihn schon öfter, versetzte er.

Wenn Sie meinem Papa nur das Siegel zeigen

könnten, der würde gleich sagen, von wem er ist, er kennt alle Siegel. Konnten Sie nicht ein wenig seitwärts hineinschielen?

Nicht möglich, es ist ein großes Couvert umher.

So müssen wir uns also noch die sechs oder acht Wochen gedulden, bis Sie ihn überbringen dürfen und er eröffnet wird, sagte das junge Mädchen mit einem Seufzer. — Wissen Sie, daß ich ganz furchtbar neugierig auf den Inhalt bin? plauderte sie dann weiter. Ganz entsetzlich! Ich habe die Ahnung, daß darin steht, Sie seien eigentlich ein verwunschener Prinz, und man solle Ihnen jetzt alle Ihre Schätze geben, Ihre Schlösser und Ihre Reiche. Werden Sie dann nicht stolz werden, Ludwig, und dann noch an Ihre Undine denken? Ach, ganz gewiß nicht! Sie werden gewiß Ihrer alten Bildhauerbude da einen Fußtritt geben, daß sie einstürzt. Ich sehe Sie schon mit vier Pferden fahren, den Jäger mit einem großen Federbusche auf dem Bocke neben dem gepuderten Kutscher, den Bedienten hintenauf —, und wie der Prinz gnädig und huldvoll der kleinen Helene zunickt, an der er vorüberfährt — er kennt sie wirklich noch, der gute, liebe Prinz — er nickt ihr mit einer bezaubernden Freundlichkeit zu — wie hübsch ist es von ihm, ihr zu zeigen, daß er sich ihrer noch lebhaft

erinnert — er hat ein gar so gutes Herz, und alle Welt schwärmt für den schönen, süßen, braungelockten Prinzen!

Sie sind ein Kind, ein rechtes Kind! rief der Bildhauer geärgert aus, während Helene laut auflachte. Und wenn Sie sich nicht bessern, wissen Sie, was ich dann thue?

Nun — was werden Sie thun? Thun Sie es lieber gleich, denn fürs erste liegt es nicht in meiner Absicht, mich zu bessern, daß Sie's nur wissen — ich bin für Sie schon viel, viel zu gut, Sie abscheulicher Bildhauer, Sie!

Wohl denn — so werde ich es gleich thun, das heißt, wenn wir erst Juli haben, und wenn ich dann meinen Brief abgegeben habe, und wenn dann, wie die Mutter sagt, auf immer für mich gesorgt ist. Dann werde ich das erste Geld, welches man mir gibt, in zwei Theile theilen; den einen werde ich meiner Mutter geben und mit dem andern werde ich fortgehen, in die Welt, in den Süden, ins Land der Kunst!

Und da werden Sie sich eine andere heidnische Göttin suchen?

Nur heidnische Götter und Göttinnen!

Versuchen Sie's einmal!

Sie sollen sehen, daß ich's thue!

Sie werden es nicht übers Herz bringen!

Weshalb nicht?

Weil ich es nicht will!

Kümmert mich das?

Kümmern soll's Sie auch nicht, nein, freuen, es soll Sie ganz fürchterlich freuen, daß ich nicht will, daß Sie fortgehen, und aus Freude darüber sollen Sie hübsch still hier bleiben. So, jetzt bin ich von diesem langweiligen, unausstehlichen Sitzen müde. Sind Sie bald fertig?

Noch lange nicht — noch ein paar Augenblicke wenigstens müssen Sie sitzen bleiben, noch so lange, um mir zu erzählen, wer denn die schöne Dame war, mit welcher vorhin Ihr Vater davonfuhr, und wohin er mit ihr gereist ist.

Wer die schöne Dame war? Das rathen Sie nicht. Rathen Sie einmal.

Wie kann ich das? Ihr Vater kennt so viele Herren und Damen vom Adel.

Schien sie Ihnen eine Dame vom Adel?

Gewiß, sie hatte eine schöne, stolze Gestalt, sie könnte eine Prinzessin sein.

Zügeln Sie Ihre glühende Phantasie, schwärmerischer Kunstjüngling. Sie haben sie sich schon wol

zu Ihrer Prinzessin ausgesucht für die Zeit, wo Sie sich als Prinz entpuppen? Da haben Sie falsch gerechnet. Zum Adel gehört sie freilich, aber nur als Anhang; sie ist nichts als eine Gouvernante!

Eine Gouvernante — die?

Nichts weiter. Eine vornehme Dame in Belgien hat sie als Gouvernante der Gräfin Edern empfohlen und diese den Vater gebeten, sich ihrer anzunehmen und sie nach Edern zu bringen; sie hat die Nacht bei uns gewohnt und ist gegen uns alle sehr liebenswürdig gewesen.

Helene warf bei diesen Worten ihre reizenden Lippen auf, sodaß sie einen noch entschiedenern Ausdruck von Spott annahmen, als im Tone ihrer Stimme lag.

Weshalb spotten Sie über diese Liebenswürdigkeit?

Weil sie so außerordentlich huldvoll und gnädig war. Die gute Person muß wol glauben, in den vornehmen Häusern, worin sie früher diente, sei sie mit der Vornehmheit angesteckt und müsse uns schüchternen Bürgersleuten nun zeigen, daß sie das gar nicht stolz gemacht habe.

Helene lachte wieder laut auf.

Sie sind boshaft — wenn Ihre frommen Nönn-

chen das hörten, welche scharfe Zunge Sie über solch ein armes Mädchen in dienender Stellung haben!

Armes Mädchen in dienender Stellung — gerade deshalb soll sie hübsch demüthig und kleinlaut sein; meine frommen Nönnchen würden das auch sagen, nichts anderes.

Ach, versetzte Ludwig unwillig, daß die es sagen würden, ist ganz möglich, aber ebendeshalb sollen Sie es nicht sagen. Sie ist nun einmal schön, sie ist sehr schön, und vielleicht ist sie auch sehr gescheit und sehr gebildet; weshalb soll sie denn nicht stolz sein und vornehm auftreten, wenn sie sich vornehm fühlt? Weshalb soll sie sich nicht geben, wie sie ist, sondern sich sagen: du bist eine arme Gouvernante, und deshalb mußt du den Leuten Demüthigkeit und Unterwürfigkeit vorgaukeln? Das wäre ja doch nur Heuchelei; wenn's ihr nun einmal nicht demüthig ums Herz ist?

Also sehr, sehr schön finden Sie sie? fragte Helene mit demselben Aufwerfen der Lippen wie vorhin. Nun, solch ein Künstler wie Sie muß sich darauf verstehen. Aber wo haben Sie sie denn so genau gesehen, daß Sie sich so rasch in sie verlieben konnten?

Ich stand am Fenster in unserm Wohnzimmer nach vorn hinaus und bewachte die Abfahrt Ihres

Papas. Da habe ich sie gesehen und ihre schöne Gestalt bewundert. Aber verliebt habe ich mich nicht in sie, Sie böse Undine! Ich nehme nur ihre Partei, weil Sie sagen, daß sie arm und doch stolz ist. Das bin ich auch, stolz, fürchterlich stolz, damit Sie's nur wissen — und doch grenzenlos arm!

Stolz — worauf? lachte Helene. Auf den Brief und Ihr Prinzenthum darin?

Sie haben unrecht, immer darüber zu spotten. Kann ich dafür, daß meine Mutter soviel Hoffnungen auf den Brief setzt? Ich denke wenig daran. Ich habe nicht gelernt, an Glück zu glauben, und ich habe nichts als das Vorgefühl einer großen Täuschung bei dieser ganzen Geschichte! Einigen Menschen geht es immer gut und andern immer schlimm, und wer einmal drinsitzt im Schlimmgehen, dem hilft auch ein alter Brief, den die Mama in ihrem Eckschränkchen verwahrt, nicht. Zu einem Künstler kommt alles: die Begeisterung, die Sehnsucht, die Muse, die Undinen sogar, nur das Glück nicht.

Während Ludwig, über seine Arbeit gebückt, so sprach, war Helene mit Blitzesschnelle von ihrem Sitze heruntergeglitten und stand im nächsten Augenblicke hinter dem jungen Manne. Sie faßte diesen an beiden Schultern, schüttelte ihn, so stark sie mit ihren

mädchenhaften Armen konnte, und dann gab sie ihm rechts und links Schläge an seinen dunkeln Lockenkopf.

Abscheulicher, undankbarer, ruchloser, falscher, schlechter, dummer Jüngling, Sie! rief sie aus, während er sie umschlang und sie festzuhalten suchte. Jetzt werde ich gleich gehen und nie wiederkommen!

Sie hörte plötzlich auf, mit ihm zu ringen, sie schloß die Augen und ließ sich wie leblos fallen, sodaß er sie auffangen mußte und sie im nächsten Augenblicke wie todt an seiner Brust und Schulter ruhte. Er küßte sie auf die Stirn, aber sie rührte sich nicht.

Laß mich dein Auge sehen, Undine!

Sie rührte sich nicht.

Bist du todt?

Sie war stumm, regungslos.

Sprich, Helene, sieh mich an!

Keine Antwort. Er küßte sie wieder auf die Stirn.

Auch das belebte sie nicht.

So sprich doch, du ängstigst mich!

Aber sie sprach nicht, sie regte und rührte sich nicht, bis es Ludwig wirklich unheimlich wurde. — Was war ihr? Sie war doch nicht am Ende ohnmächtig — was hatte sie?

Endlich öffnete sie leise das Auge, erst ein wenig,

dann halb, dann ganz, und dann blickte sie ihn mit einem Ausdrucke von voller Innigkeit und Hingabe an, und dann fuhr sie, wie von Federkraft aufgeschnellt, aus ihrer ruhenden Stellung auf und warf sich stürmisch an seine Brust und schüttelte ihn, als wolle sie ihn zerbrechen.

Zweites Kapitel.

Ein Geschäftsmann.

Während die Tochter so in der Abwesenheit des Vaters auf und neben dem trockenen Brunnen in Ludwig's Arbeitshofe die neckende Undine machte, fuhr, wie wir vernommen haben, der Vater des jungen Mädchens mit einer fremden Dame über Land. Sie waren jetzt schon stundenweit von der Stadt, denn ein gutes, lebhaftes Pferd trabte mit dem leichten Gefährt, in dem die beiden Reisenden saßen, über eine wohlgehaltene Chaussee rasch dahin. Der Mann, der mit untergeschlagenen Armen in einen eleganten Ueberzieher eingeknöpft in der einen Wagenecke zurückgelehnt saß, war keine Erscheinung, welche etwaigen künftigen Bewerbungen eines lockenhäuptigen Kunstjüngers um die Hand seiner Tochter viel Gutes versprach. Er hatte ein rothwangiges Gesicht, ein enorm großes, festes Kinn, derbe, aber sehr bewegliche Züge und ein großes, braunes, unruhig bewegtes Auge, das von Zeit zu

Zeit wie hastig prüfend das geradeaus die Chaussee hinabblickende Antlitz seiner Reisegefährtin überflog. Er mochte beschäftigt sein mit dieser seiner Reisegefährtin. Eine auffallende Erscheinung war sie. Schon deshalb, weil sie in der That ganz so schön war, wie Ludwig es gesagt hatte. Sie war schön für ein Künstlerauge, das sofort von dem ganzen Adel dieser regelmäßig und fein gebildeten Züge betroffen wurde und Linien darin fand, wie sie bei den Frauenköpfen der Alten häufiger sind als bei den unsern. Ueber dem ganzen Antlitze ruhte ein gleichmäßig warmer, zarter Farbenton, der auf den Wangen sich nur um ein Geringes mehr geröthet zeigte. Ihr Auge war blau, von einer weichen, feuchten Bläue, die freilich nicht ganz mit dem strengern Charakter des übrigen Ausdrucks in Einklang stand. Ihr Anzug war einfach. Sie trug ein braunes Kleid von leichter Seide, ein Jäckchen von schwarzem Tuche ohne Besatz darüber, und einen einfachen grauen Strohhut mit grauer Feder und blauem Schleier. Ein wollenes Tuch lag halb über ihre Schulter. Vor ihr auf dem Rücksitze stand eine elegante, mit grünem Maroquin überzogene Kassette.

Man kam über eine lange, schwarz und weiß angestrichene Holzbrücke; jenseit des kleinen Flusses

bog ein Weg rechts von der Chaussee ab, und der Wagen schlug diesen Weg ein. Da man hier in Sandgleise gerieth und das Rasseln erstarb, wurde die Unterhaltung erleichtert.

Der Fluß da, sagte Helenens Vater, ist schon der, an welchem Haus Edern, Ihr Reiseziel, liegt. Wir fahren jetzt aufwärts; die Gegend bleibt immer dieselbe so ungefähr; Büsche und Kämpe und Bauergehöfte mit Hürdenzäunen; die großen Bauerhöfe sind fast alle neu gebaut oder durch Anbauten vergrößert; das Volk kommt in die Höhe, es werden „Oekonomen“ daraus — Herr Böhmer sprach dieses Wort mit einer leise ironischen Betonung —; der Fluß ist aber noch viel kleiner bei Haus Edern. Er fließt da hinter dem Hause her, durch den kleinen Park, den die Gräfin angelegt hat; weiter aufwärts liegt dann noch ein anderes Gut, das Haus Gohr heißt.

Gehört es ebenfalls der Familie Edern? fragte die Gouvernante, die diesem Geplauder wie zerstreut zuhörte.

Nein, es ist nur eine kleine Besitzung; es wohnen die Kinder des frühern Regierungspräsidenten von Gohr darauf, ein Sohn und eine Tochter — der Mann hat ihnen weiter nichts hinterlassen — man weiß ja, wie es in so manchen dieser Familien zu-

geht — geringe Einnahmen und große Feste, Bälle, Diners — nun müssen die Kinder sich auf dem kleinen verfallenen Besitzthume behelfen. Der Sohn ist ein talentvoller junger Mensch — aber das ist nicht genug — was hilft mir das Talent, wenn ich's nicht gebrauche? Arbeit ist die Hauptsache, das beste Talent ist Betriebsamkeit, liebes Fräulein. Da lob' ich mir den Grafen Boto Edern, den Stammherrn der gräflichen Familie — das ist ein junger Mann, der es zu etwas bringen wird; der ist betriebsam — hat den Kopf voller Plane — ich habe mit ihm über die Stiftung einer Bank in unserer Stadt zu reden — er hat Dampfmühlen angelegt, welche einen bedeutenden Reinertrag versprechen, ganz bedeutend. ...

Wird der Adel auch in dieser Gegend so industriell? fragte die junge Dame.

Weshalb sollte er nicht? Die Herren vom Adel haben sich in ältern Zeiten vielleicht auf eine sauerere Weise bereichert — weshalb sollten sie's nicht jetzt, wo's leichter geworden ist?

Muß denn alle Welt arbeiten, sich zu bereichern? sagte die junge Dame lächelnd, wie versucht, Herrn Böhmer ein wenig irre an seinen Grundsätzen zu machen.

Gewiß, nur die Arbeit adelt, rief Herr Böhmer emphatisch.

Ist das wirklich wahr? Sind die großen Faulenzer der Geschichte, die großen Müßiggänger der Poesie, Diogenes in seiner Tonne, der Scheikh, der im Schatten seiner Dattelpalme ruht, oder König René, der in seinem glücklichen kleinen Reiche für Feste und für seinen Dichterhof lebt, nicht adelig?

Herr Böhmer sah sie verwundert an. Liebes Fräulein, sagte er, wir leben in einer christlichen Zeit. ...

Gewiß, darum scheint mir, man sollte nicht so unbedingt die Arbeit adeln, die nur Reichthum erwerben will, um ihn auf Zinsen zu legen; man sollte nicht so industriell sogar die Kirche nur als eine Assecuranzgesellschaft, die uns gegen die gewissenhafte Erfüllung bestimmter Bedingungen die ewige Seligkeit garantirt, betrachten!

Aber ich bitte Sie, Fräulein, wo sind Ihnen denn solche Gedanken gekommen?

In dem Lande, das ich eben verlassen habe, mit der Vorstellung, ich würde hier in einem andern leben, wo die Menschen noch altfränkischer, das heißt unabhängiger in ihrem Denken und Wesen wären. Patriarchalischer nennt man es auch. Man rühmt es diesem Lande ja nach: Guter Brauch und alte schöne Sitte sollen ihm ein besonderes Gepräge geben. Ist das nicht so?

Nun, es ist manches wahr daran, obwol ich Ihnen gestehen muß, ich habe es öfter sagen hören, als selber wahrgenommen. Unsereins, wissen Sie, hat nicht viel Zeit, an das Allgemeine zu denken, weil er mit dem Einzelnen zu schaffen hat. ...

Bei uns, fuhr die Gouvernante fort, sind die Leidenschaften freier, aber die Gedanken gebundener. Die Menschen haben mehr Antworten als Fragen. ... Wer noch Fragen hat, der scheint ihnen keine Religion zu haben. Sie haben das Gold der Religion zu Münzen ausgeprägt und verlangen gleichen Curswerth für dieselben bei jedem! In Deutschland, denk' ich, ist das anders. Andere Lebensformen lassen da jeden unabhängiger seinen Weg gehen, seiner besondern Art und seiner individuellen Natur nach.

Der Reisebegleiter des jungen Mädchens sah dieses wieder überrascht an und fragte dann: Wie verstehen Sie das, liebes Fräulein? Ich meine, man ist dort drüben doch auch rechtschaffen religiös?

Der heilige Augustinus, versetzte das junge Mädchen lächelnd und offenbar ergötzt an seinem Erstaunen über ihre Reden, sagt: „Einige erschleichen sich den Himmel, einige erkaufen sich ihn, einige reißen ihn mit Gewalt an sich und einige reißt der Himmel mit Gewalt an sich!“ Wenn er unsere französische Welt

gekannt, würde er hinzugesetzt haben: „Eine große Menge aber glaubt sich ihn erkokettiren zu können!“ — Sie kokettirt mit dem lieben Herrgott und all seinen Heiligen.

Herr Böhmer lächelte gezwungen; die Aeußerung des jungen Mädchens schien nicht seinen Beifall zu finden.

Nun ja, sagte er nach einer Weile, jeder hat seine Art und Manier. Frömmigkeit ist immer das Maß dessen, was der Mensch werth ist, und wenn er dabei zierlicher und mit glätterm Scheitel seine Devotion verrichtet als die alten, robusten Tugendhelden und Weltüberwinder in der Wüste, was schadet's? Ein junges Mädchen sollte daran keine Kritik üben. Es ist am besten, wenn sie sich in die Formen schickt, von denen sie sich umgeben sieht. Sie wollen andere Lebensformen finden? Mein liebes Fräulein, das lautet mir etwas überspannt, wenn Sie's nicht übel nehmen. Auch nicht ganz religiös, denn sonst würden Sie denken: unter den Lebensformen, unter denen Gott mir meinen Beruf gibt, muß ich nun einmal meine Seligkeit suchen. Andere suchen, darin liegt ein krankhafter Wunsch nach Unabhängigkeit.

Ist der Wunsch nach Unabhängigkeit denn immer krankhaft?

Für ein Frauenzimmer, ja.

Wenn er unbedingt ist, mag er unweiblich sein, versetzte die Gouvernante. Ich meine, das Schwierige dabei ist nur, das rechte Maß darin zu finden, in der Abhängigkeit sich so viel Freiheit zu bewahren, wie es nöthig ist, daß unser eigenstes Wesen sich entwickeln, sich behaupten und nach seiner eigenen Natur gut und tüchtig werden kann.

Das sind nicht meine Grundsätze, sagte Herr Böhmer — gar nicht meine Grundsätze. Ich habe eine erwachsene Tochter, die nach ganz andern erzogen ist im Kloster bei den Ursulinerinnen, in Zucht und Folgsamkeit; es ist eine etwas wilde Hummel freilich, das aber kann ich Ihnen versichern, an Unabhängigkeit denkt sie nicht. Sie würde keinen andern Gedanken haben, als von dem sie weiß, daß er auch ihres Papas Gedanke sein würde — und so, meine ich, müssen Frauenzimmer immer erzogen werden.

Die Gouvernante antwortete nicht.

Herr Böhmer aber dachte im stillen: Weiß auch nicht, ob das die richtige Gouvernante für Ederns ist! Soll mich wundern, ob sie da gutthut! Und was sie in der grünen Kassette da haben mag, die so merkwürdig schwer ist?

Herr Böhmer plauderte noch eine Weile von seinen Erziehungsgrundsätzen weiter und erzählte von den wunderbaren Erfolgen, welche diese bei seiner folgsamen Helene gehabt.

Man kam so dem Ziele näher und näher, durch Wälder, die schon zu Haus Edern gehörten; dann erblickte man, über eine mit Kornfluren bedeckte Bodenschwellung fahrend, die hohen Essen von Haus Edern. Und nach einer Viertelstunde hielt man auf dem Hofe vor dem stattlichen, in alterthümlichem Stile aufgebauten, aber mit neuerm Verputze bekleideten Herrenhause.

Ein Bedienter kam heran, um Herrn Böhmer und die Gouvernante in die für sie bestimmten Gemächer zu führen. Die Gouvernante überließ dem Diener die Sorge für ihr Gepäck, ihre Kassette nahm sie selber unter den Arm. So folgte sie dem Bedienten, während Böhmer mit seinem Kutscher zu sprechen hatte und dann als ein in Edern wohlbekannter Gast allein ins Haus ging, im großen Flur unten an eine Thür links klopfte und auf ein kaum vernehmliches „Herein!“ in das Zimmer trat.

Es war der Wohn- und Empfangssalon auf Haus Edern — ein geräumiges, aber nichts weniger als prunkend eingerichtetes Gemach. Herrn Böhmer's Empfangs-

zimmer daheim in der Stadt sah ganz anders aus — da war alles lackirt, da zogen sich Goldleisten um Thüren und Plafond, da gab es schön eingerahmte Madonnen in feinsten Kupferstichen, Sammtmöbel und kostbare Lampen, Photographienalbums und Stereoskopen ... alles modern und sehr, sehr luxuriös! Hier sah es ganz anders aus — man war in Haus Edern um ein halbes Jahrhundert in der Mode zurück. Alles Holzgetäfel war ohne Anstrich, das nackte von Alter gebräunte Eichenholz; statt der Sammtmöbel Roßhaarüberzüge auf Sofa und Stühlen und statt der schönen Lampen verdrehte silberne Armleuchter auf den kleinen marmornen Spiegeltischen; über den Thüren gemalte Supporten, die niemand anblickte, auf den Panneaux der verschossenen grünen Tapete einige alte Gemälde, die freilich vielleicht von Werth für den Kenner waren; der Hausherr, der Graf Achatius von Edern, behauptete es wenigstens; ein blonder junger Mensch in rothem Sammt von einem Spanier Vasquelez oder Velasquez und eine Landschaft von Both, ein Schlachtstück von Wouwerman; oder die Landschaft war von Wouwerman und das Schlachtstück von Both — was verschlug es, es war doch alles altfränkisch und geschmacklos und mit Herrn Böhmer's schönen Sachen nicht zu vergleichen. Nur

das große Bild über dem marmornen Kamingesims imponirte Herrn Böhmer einigermaßen, denn es stellte einen großen stolzblickenden Mann in einem rothen hermelingefütterten Fürstenmantel dar, neben dem Krone und Inful auf einem Taburet lagen — einen Fürsten, den die Familie Edern dem Lande gegeben. Auch wußte er, daß die Leute nun einmal Werth auf die alten Sachen legten, und daß man ihnen einen Gefallen thue, wenn man sie schön finde — Herr Böhmer war ganz der Mann, ihnen diesen Gefallen zu thun!

Als er eintrat, kam ihm eine ältliche ziemlich starke Dame mittlerer Größe, mit scharf ausgebildeten Zügen, in einem braunen Seidenkleide entgegengerauscht. Sie hatte am Fenster gestanden und die Ankommenden beobachtet — mit langsamer gemessener Bewegung reichte sie jetzt dem Eintretenden die Spitze ihrer Finger, indem sie sagte:

Also das ist die neue Gouvernante, die Sie uns bringen?

Gnädigste Gräfin, Ihr gehorsamster Diener, antwortete Herr Böhmer. Die neue Gouvernante, allerdings. Ich habe sie soeben draußen wohlbehalten abgeliefert und bitte mir einen kleinen Revers darüber aus, für alle Gefahr — diese junge Dame scheint mir ein etwas pretiöser Gegenstand!

Herr Böhmer lachte bei diesem Scherze hell auf. Die Gräfin Wallburg Edern schien jedoch keinen Geschmack daran zu finden; sie deutete ernst auf einen Stuhl und setzte sich selbst ins Sofa, indem sie sagte: Das junge Mädchen scheint Ihnen keinen günstigen Eindruck gemacht zu haben. ...

O nicht doch, nicht doch, ich will das nicht behaupten ... nur ein wenig selbstbewußt ... und ... wie soll ich sagen ... altklug in den Redensarten ... absonderlich ... nun, Sie werden ja selbst sehen, Frau Gräfin, und bei einer Gouvernante mag es just das Richtige sein. ...

Wir werden sehen, antwortete die Gräfin Edern ... das junge Mädchen ist mir sehr warm empfohlen und einstweilen danke ich Ihnen sehr, daß Sie sie in der Stadt in Empfang genommen und hierher geleitet haben. Was macht Ihre Helene?

Wohlauf und munter, Frau Gräfin, wie immer; das möchte über die Dächer fliegen, und ist doch die Bravheit und Folgsamkeit selbst ... ich habe Freude, viel Freude an dem Kinde, Frau Gräfin.

Ich wünsche Ihnen Glück dazu, antwortete diese in ihrem kühlen und gemessenen Tone. Uns ältern Leuten kann ja nur die Freude noch von unsern Kindern kommen. Der liebe Gott möge sie Ihnen so erhalten.

Und was bringen Sie außer der neuen Gouvernante Gutes?

Erstens, die Vollmacht vom Herrn Baron Chevaudun, mit Ihrem jungen Herrn zu unterhandeln, und das, denke ich, ist was Gutes; und sodann die von Ihnen gewünschte Abschrift jener Abschrift, von der wir redeten, als ich das letzte mal die Ehre hatte — wir können hoffen, daß wenigstens nichts Uebles für das hochgräfliche Haus daraus entstehe, wenn man auch gerade nicht sagen kann, daß es an und für sich etwas Gutes sei.

Herr Böhmer überreichte bei diesen Worten der Gräfin ein Papier, das er aus seiner Brusttasche hervorzog und das sie, ohne es zu mustern, in den Falten ihres Kleides verbarg.

Etwas Gutes? sagte die Gräfin dabei mit einem Seufzer — nein, das kann man von ihm nicht sagen. Es ist mehr Thorheit und mehr Schlechtigkeit darin, als je auf einigen wenigen Blättern Papiers geschrieben sein mag.

Thorheit und Aberwitz wenigstens — wie alles, was Ausgeburt des Unglaubens ist; Sie haben recht, gnädige Gräfin, es so zu nennen. Und deshalb wollen wir darauf vertrauen, daß der liebe Gott nicht zugeben wird, daß es je in rechtsgültiger Gestalt das Licht des Tags erblicke!

Wir wollen darauf vertrauen, Herr Böhmer, antwortete die Gräfin. Wir wollen auch nichts unterlassen, was weltliche Klugheit vorschreibt, um im schlimmsten Falle den äußersten Folgen zuvorzukommen. Ich will noch heute mit Boto über die Sache reden.

Er wird gewiß alles billigen und zu allem willig sein, was Sie in dieser Beziehung zu beschließen für gut finden, Frau Gräfin. Kann ich sonst noch in der Sache dienen?

Das ist eine etwas seltsame Frage von Ihnen, Herr Böhmer! Sie wissen recht gut, worin Sie bei dieser Sache mir am besten dienen könnten, womit Sie mir eine große Beruhigung zu geben vermöchten — könnte ich die Orginalabschrift mit eigenen Händen verbrennen, dann...

Freilich, freilich, freilich, fiel Herr Böhmer ein, aber Sie wissen, was mich davon abhält; es sind mancherlei Gründe. Nehmen wir nur einen: ich bin Geschäftsmann; das Papier kann unter gewissen Voraussetzungen für mich oder meine Erben Werth bekommen — in dieser Idee ist es mir von meinem guten Vater vererbt worden, und so — Sie wissen, Frau Gräfin, was ich schon früher darüber gesagt — Sie sind billig genug, mir nicht deshalb

Ihre Gnade zu entziehen. Um auf die Gouvernante zurückzukommen...

Lassen wir die Gouvernante, welche ich gleich selber sehen werde, fiel ihm die Gräfin Edern kühl ins Wort — bleiben wir bei dem Testamente meines Onkels stehen, Herr Böhmer.

Ganz recht, bleiben wir dabei stehen, versetzte Herr Böhmer, nämlich bei dem, was wir abgemacht haben — die Copie habe ich Ihnen versprochen und da ist sie — Sie haben sie erhalten — die Originalabschrift habe ich Sie längst in meinem Hause lesen lassen — die aber, bitte, lassen Sie mir!

Herr Böhmer blickte wie ein wenig zerstreut oder gelangweilt zu der stuckverzierten Decke des Gemachs hinauf und sagte dabei: Diese alten Krystallkronleuchter, wie Sie da einen haben, sind doch prächtig!

Es ist mir ganz unbegreiflich, daß Sie Werth darauf legen, fuhr die Gräfin fort, denn...

Auf die Kronleuchter? O, ich lege auf diesen alten Geschmack großen Werth!

Machen Sie mich nicht ärgerlich, Herr Böhmer! fuhr die Gräfin dazwischen. Es handelt sich viel darum. Seien Sie doch offen gegen eine alte Bekannte wie ich. Wir haben als Kinder zusammen gespielt auf Dornegge. Ich meine, Ihr Vater und

durch ihn auch Sie hätten meinem Onkel Nesselbrook genug zu verdanken gehabt. ...

Ich gewiß, gewiß! fiel Herr Böhmer lebhaft ein, indem er die alte Dame, die sich so gnädig herabließ, gemeinsame Jugenderinnerungen heraufzubeschwören, mit einem außerordentlich klugen Blicke von der Seite ansah; gewiß haben wir ihm viel zu verdanken, Ihrem lieben seligen Onkel, und sehen Sie, Frau Gräfin, das ist's ja eben — ebendeshalb geb' ich ein so überaus werthvolles Andenken an ihn nicht aus den Händen!

Diese gottlose Schandschrift?

Herr Böhmer zuckte die Achseln. Was wollen Sie — gottlos oder nicht, es blickt Sie, wenn Sie's lesen, doch der ganze merkwürdige alte Nesselbrook daraus an; man sieht den Mann vor sich, man hört ihn sprechen — was er eigentlich will und meint, ich hab's dazumal, als er noch auf Dornegge saß, nicht verstanden und versteh's auch jetzt nicht recht, wenn ich sein Testament lese; aber wie er leibt und lebt, wie er sich räuspert und wie er spuckt, sagt Schiller — das sieht man wieder vor seinen Augen, und darum lege ich Werth auf das alte Papier in der saubern Handschrift meines guten, lieben Vaters — können Sie's übers Herz bringen, mir ein so theueres Andenken zu nehmen?

Schwindel, miserabler Schwindel! sagte die Gräfin unwillig.

Gewiß kein Schwindel, Sie thun mir wahrhaftig unrecht, meine Gnädigste, antwortete Böhmer, die Hand auf die Brust legend. Meinen Sie denn, ein Geschäftsmann wie unsereins hätte nicht auch seine anhänglichen Gefühle, hielte nicht auch ein Andenken an einen braven, alten Mann, der uns in der Jugend viel Gutes gethan, heilig?

Mein Onkel war leider bis zum Ende kein braver alter Mann, das zeigt am besten dieses Testament. ...

Aber Gutes hat er uns gethan, Frau Gräfin, und ein gescheiter Mann war er doch; wenn er so in dem großen Saale auf Dornegge — man wußte nicht, war's ein Saal oder eine Kirche — in seinem Wolfspelzschlafrocke auf- und abging und man ihn reden hörte von Dingen, von denen man sonst und anderswo nie reden hörte, bekam man einen heillosen Respect vor ihm. Ich war freilich dazumal noch ein kleiner Junge, aber ein pfiffiger, aufgeweckter Knabe, das war ich immer, Frau Gräfin, und mit den Ohren nicht faul, und wenn er den geistlichen Rath Zander, wenn der mit ihm stritt, zurechtsetzte — der geistliche Herr wurde oft so kleinlaut, daß er kein Sterbens-

wörtchen mehr sagte und unterduckte wie eine Krickente —, wahrhaftig, so verstand ich's schon, wie der gute alte Herr oben blieb und wie er alles wußte, und im stillen hatte ich auch einen schönen Plan auf ihn gebaut; denn weil ich ihn immer so von den Elementen und den Urbildungen und dem Lebensprincip und dem mysteriösen Zwange des Geistes über die Naturkräfte und was weiß ich alles reden hörte, hatte ich mir eingebildet, er könne alles und wisse alles, und wenn ich größer würde, dann wolle ich Eins von ihm lernen, was ihm gewiß nur ein Kinderspiel sei und was ich doch gar zu gern verstanden hätte, und das war nichts anderes als das Goldmachen.

Herr Böhmer lachte über seine kindliche Phantasie und stand auf.

Ich wollte, Sie wären wahrer und offener gegen mich, Herr Böhmer! sagte die Gräfin.

Gnädigste Gräfin, Sie verkennen mich, versetzte der Geschäftsmann mit dem aufrichtigsten Tone von der Welt. Senden Sie mich durchs Feuer für Sie — Sie sollen sehen: Böhmer geht! Aber mein Andenken an den alten Nesselbrock, das lassen Sie mir — wenn wir auch das Goldmachen nicht von ihm gelernt haben; was das anbetrifft, so müssen wir uns auf andere Weise zu helfen suchen und dar-

über möchte ich mit Graf Boto sprechen — Sie wissen, von wegen der Bankgeschichte ... Ist Graf Boto zu Hause?

Sie können Boto sprechen, er ist in seinem Zimmer, versetzte die Gräfin. Aber bleiben Sie noch, Böhmer. Gehen Sie nicht, bevor wir uns ganz offen ausgesprochen haben.

Haben wir das nicht?

Nein. Sie nicht gegen mich. Sie reden mir Dinge vor, an die Sie nicht denken. Als Erinnerung an meinen Onkel ist Ihnen die Schrift, von der wir reden, nicht einen Schuß Pulver werth. Unterbrechen Sie mich nicht. Es ist so. Sie denken an ganz etwas anderes; an Verhältnisse, an Lagen, in denen wir gezwungen sein könnten, Sie wegen dieses Besitzes zu fürchten; Ihnen große Vortheile zu bieten, um ihn Ihnen abzugewinnen ... geradezu, Ihnen Geld, viel Geld dafür zu bieten. ...

Herr Böhmer legte die Hand auf sein Herz.

Frau Gräfin, sagte er mit dem Tone des Vorwurfs, Sie thun mir unrecht, bitter unrecht!

Ei was unrecht! Sie haben's mir ja im Anfang selber angedeutet ... also lassen Sie die Komödie und machen wir das Geschäft gleich. Sagen Sie offen heraus: was wollen Sie für die ursprüngliche

Abschrift? Nennen Sie die Summe! Offen und ehrlich!

Herr Böhmer war durch diese herrische Sprache in der That beleidigt.

Sie glaubt doch gar zu cavaliermäßig mit mir umgehen zu können, sagte er sich, diese gute Dame! Und jetzt bekommt sie das Papier erst recht nicht!

Gnädigste Gräfin, antwortete er dann laut, es thut mir leid, daß ich von Ihnen verkannt werde. Aber hoffen Sie niemals, daß mein Handeln diese Ihre Voraussetzung rechtfertigen wird. Das Geschäft, welches Sie mir vorschlagen, muß ich ablehnen.

Sie wollen in der That nicht?

Nein!

Nun wohl denn, die Offenheit, welche Sie nicht gegen mich haben, will ich gegen Sie haben. So wissen Sie denn, daß jene Schrift niemals auch nur den allergeringsten Werth für Sie erhalten wird; denn ich bin jetzt entschlossen, einen Plan auszuführen, den ich im stillen längst überdacht habe, und der das Testament meines Onkels zu einem sehr harmlosen und gleichgültigen Dinge für uns macht, so schlimm auch immer seine Fassung bleiben mag. Schädigen wird es uns dann nicht mehr!

Und dieser Plan ist?

Das ist meine Sache, Herr Böhmer!

Ich sehe, Sie entziehen mir Ihr Vertrauen, gnädigste Gräfin. Das ist hart, sehr hart für einen so ergebenen Diener. Aber ich tröste mich mit der Gewißheit, daß ich Graf Boto beweisen kann, wie sehr Böhmer beflissen ist, dem gräflichen Hause ehrlich zu dienen!

Wobei das gräfliche Haus Ihnen wieder dienen soll, indem es seinen Namen für Ihre Speculation herleiht, fiel achselzuckend die Gräfin ein.

Speculation ... meine Speculation ... so nennen Sie ein ... wie soll ich sagen, ein Weltinstitut!

Nun, gehen Sie mit Ihrem Weltinstitut nach oben, zu Boto ... Burghaus und Gohr sind bei ihm und erwarten Sie, denk' ich ... Adieu, Herr Böhmer.

Herr Böhmer machte seine tiefste Verbeugung und verließ das Zimmer.

Die Gräfin aber ging zu einem unter dem Fenster stehenden mit großen Büchern und Schreibgeräth bedeckten Tische. Dort setzte sie sich in den Lehnsessel, der davorstand, zog aus den Falten ihres Kleides das Papier hervor, welches ihr Böhmer gebracht hatte, und begann sich mit düsterer

Stirn, mit zusammengezogenen Brauen so darin zu vertiefen, daß sie bald alles um sich her vergessen zu haben schien, und insbesondere auch, sich nach der eben angekommenen neuen Gouvernante umzusehen!

Drittes Kapitel.

Das Weltinstitut.

Der gräfliche Stammerbe empfing Herrn Böhmer in seinem Arbeitszimmer im obern Stocke des Hauses. Es war ein großer, von einer Menge von Gegenständen erfüllter Raum, höchst unharmonisch geschmückt mit guten alten Gemälden und jämmerlichen neuen Lithographien, mit Abbildungen von Dampfmaschinen und ausgestopften Vögeln. Der Gipsabguß einer Pietà stand auf einer Console, neben welcher Reitpeitschen und schwere alte Reiterpistolen hingen; daneben Eisenbahnfahrpläne und der Thür zunächst ein kleines altes Weihwasserbecken. Zu der blauen Tapete standen die rothgeblümten Kattunvorhänge in schreiendem Widerspruche — es lag etwas Unruhiges, etwas Unreinliches in der Einrichtung des ganzen Zimmers, obwol überall auf dem Schreibtische und auf den andern Möbeln die peinlichste Ordnung herrschte.

Graf Boto, der in einer Sofaecke saß, war ein

hübscher, schlank gewachsener Mann von etwa dreißig Jahren; er war in graugrüner Hausjoppe und in Reitstiefeln über Hirschlederbeinkleidern. Aus den scharfgeschnittenen Zügen blitzte ein graues Auge mit trockenem, hartem Blicke.

Zwei andere junge Männer waren bei ihm; sie waren beide um mehrere Jahre jünger als er. Der eine schlank, mager, beweglich, fast unruhig in seinem Wesen, mit einem seltsamerweise desto stillern, beinahe melancholischen Blicke der dunkeln Augen; der andere eine auffallend schöne Erscheinung, stattlich und kräftig gebaut, mit einem braungelockten, imponirenden Kopfe, der mit den Jahren in eine Aehnlichkeit mit irgendeinem classischen Heroenkopfe hineinzuwachsen versprach.

Herr Böhmer, schien es, war mit allen dreien aufs beste bekannt; er schüttelte allen höchst cordial die Hände, indem er den zweiten jungen Mann, der neben Boto im Kanapee saß, den mit den melancholischen Augen, Herrn von Burghaus, und den dritten, den jungen Heroen im Rohrsessel neben Boto's Schreibtische, Baron Gohr nannte.

Nehmen Sie sich einen Stuhl, lieber Herr Böhmer, sagte Boto, und dort aus dem Kistchen eine Cigarre. Ihre Prospecte und Druckschriften haben

wir erhalten und sind nun sehr gespannt auf den Vortrag, den Sie uns halten werden.

Daran soll es nicht fehlen, versetzte Herr Böhmer, sich mit einer Cigarre beschäftigend. Nicht wahr, die Sache verdient, daß Sie ihr Ihre Aufmerksamkeit zuwenden? Sie sehen aus den Druckschriften, welche ich Ihnen übersandte, die ungeheuere Entwickelung, welche die Unternehmungen des Barons Chevaudun schon gewonnen haben.

Es handelt sich, fuhr Herr Böhmer, sich mit der entzündeten Cigarre in einen Sessel niederlassend, fort, nicht blos um den Gewinn, es handelt sich um Höheres. Die positiven Ideen, welche die Grundlage der Gesellschaft bilden sollen, sagt der Baron Chevaudun, sind in unserer Zeit in einer großen, entsetzlichen Verflüchtigung begriffen. Ihnen allen schiebt sich eine einzige, andere Idee, eine negative, eine dämonische, alles beherrschende Idee unter — das Geld!

Nennen Sie das Geld eine neue Idee? fragte lachend Herr von Burghaus.

Sie sehen, Herr Böhmer geräth in Schwung, fiel Baron Gohr ein. Stören Sie ihn nicht. Wenn das Geld sich aller Kräfte und Gedanken der Menschen bemächtigt und der Zeit Richtung und Signatur gibt, ist es keine Thatsache mehr, sondern eine Idee.

Ich wiederhole Ihnen hier nur den Gedankengang des Barons, meine Herren, sprach Herr Böhmer weiter. Mögen Sie ihn prüfen; was die Sache selbst betrifft, so habe ich sie geprüft, lange geprüft, und sie gut befunden. Was aber das andere, das Philosophische, dabei angeht, so begnüge ich mich damit, daß der Sinn und die Absicht gut sind. Also fahren wir fort. Das Geld, sagt der Baron, ist nun der Materialismus, und der Materialismus ist am Ende die Gewaltthat: soll also nicht der Materialismus die menschliche Gesellschaft rückwärts in die Uncultur hinein entwickeln, so muß man zu einem Heilmittel greifen, das über die ganze Zeit Gewalt hat; dies hat aber nur das Geld, und so bleibt nichts übrig, als Beelzebub mit Beelzebub auszutreiben. Ziehen wir das Geld an uns, machen wir es uns unterthan; weisen wir ihm seine Strombetten an, durch die es fließen soll; graben wir es den Gottlosen ab und lassen es dahin strömen, wo es Gutes thut und die gesunde Saat befruchtet. Ist euch das Geld ein Zauber geworden, wohl, so seien wir die Magier, denen es gehorcht! Sehen Sie, meine Herren, das ist der Gedanke des Barons, und in diesem Sinne arbeitet er. Baron Chevaudun ist eine Macht, und die leichtsinnige, entchristlichte Welt wird den Druck dieser

Macht bald genug empfinden! Das zusammenhängende System von verschiedenen Banken aber, worüber ich Ihnen die Rechenschaftsberichte gesandt habe, ist nur eine einzelne Bethätigung seines Wirkens. Hinter diesem Wirken steht ein Consortium von Großen, von Freunden und Gönnern seiner Ideen, die ihm mehrere hundert Millionen zur Verfügung gestellt haben. Millionen haben wir nicht, meine Herren, um sie ebenfalls für die gute Sache darzubringen, mit der Aussicht auf anständige Verzinsung, heißt das — aber wir haben unsere Kräfte, und die können wir herleihen. ...

Ebenfalls mit der Aussicht auf anständige Verzinsung! fiel Herr von Burghaus ein.

Ich mache Ihnen mein Compliment über Ihren vortrefflichen Vortrag, Herr Böhmer, sprach lächelnd Graf Boto dazwischen.

Pectus facit disertum, bemerkte Herr von Gohr — die Begeisterung liegt im Stoffe!

Freilich, rief Burghaus aus, was wäre begeisternder als Herrn Böhmer's neue Weltidee? Die eisernen Grundklammern, welche die Welt zusammenhalten, Recht und Glauben, halten nicht mehr vor — er macht uns neue aus Silber.

Nehmen wir die Sache ernst, ihr jungen Herren,

denn sie ist ernst! fiel Herr Böhmer ein. Sechshundert Millionen sind die Operationsbasis. Damit besiegt man die Welt. Der Feldherr ist der erste Financier der Gegenwart. Die Parole ist die Aufrechterhaltung der gesitteten Weltordnung. Der Feldzugsplan ist...

Eine Art unterirdischer Röhrenleitung durch alle Länder der Welt, fiel Burghaus ein. Dadurch wird das Silber aus den Ländern, wo dessen viel ist, in die Länder geflößt, wo dessen wenig ist, wo es am höchsten im Werthe steht...

Richtig, ganz richtig, unterbrach ihn eifrig Herr Böhmer. In einem Theile Europas stockt die Speculation, die Handelsbewegung, der Verkehr, die Unternehmungslust; dort häufen sich die Kapitalien an und liegen müßig. In andern Ländern unterdeß fehlt das Geld, während die Unternehmungslust, das Bedürfniß nach Kapital in hohem Grade da ist! Unsere in dem einen Lande errichteten Banken saugen es nun dort an sich, um es unsern Banken in dem andern Lande zuzuwerfen. Man braucht diese internationalen Banken nur zu errichten — in London, in Amsterdam, in Antwerpen, in Paris auf der einen, und in Wien, in Pesth, in Konstantinopel, in Odessa auf der andern Seite. ... Die Erfolge des Systems

kann ein Kind einsehen. ... Die fernere Absicht aber ist, der Aussaugung des conservativen Grundbesitzes durch das Kapital ein Ende zu machen. Das in Grund und Boden steckende, seiner Natur nach conservative Kapital soll der Vortheile theilhaftig werden, welche bisher nur das flüssig umlaufende, lavinenhaft anwachsende Kapital hatte. ...

Das Nähere ergibt der Prospectus, lächelte Burghaus.

Herr von Burghaus, Sie nehmen die Sache zu leicht, zu leicht, sagte Herr Böhmer; man muß Geldangelegenheiten nie leicht nehmen.

Meine eigenen habe ich leider immer sehr leicht nehmen dürfen, Herr Böhmer, versetzte Burghaus heiter.

Bleiben wir bei der Sache, fuhr Böhmer eifrig fort. Wie ist's, wollen Sie mir Ihre Hülfe, Ihre Kräfte, Ihre Namen hergeben bei der Errichtung einer solchen internationalen Grundbesitzbank? Wollen Sie mit mir ein Directorium solch eines Gliedes in der großen Kette bilden?

Ich will es! versetzte Graf Boto ernst.

Das wußte ich, sagte Herr Böhmer — Graf Boto, ich wußte, daß ich auf Sie rechnen konnte! — Dann wandte sich Böhmer zu Burghaus:

Und Sie, Herr von Burghaus?

Um des guten Zweckes willen bin ich bereit, mich dahin zu opfern, daß ich an den Dividenden theilnehme; was aber die Verantwortlichkeit angeht ...

Verantwortlichkeit ist keine dabei für Sie! Sie sollen nur die Controle führen helfen — Sie sind Referendar, Sie sollen der Justitiar der Bank werden!

Dann immerhin! Ich werde Ihr Justitiar!

Und Sie, Herr von Gohr? fragte Böhmer weiter.

Lieber Herr Böhmer, zu diesem Tanze um das Goldene Kalb gehört einer, der die Musik dazu macht — lassen Sie mich den Musikanten sein!

Sie wollen nicht?

Nein!

Sie haben kein Vertrauen zur Sache?

Kein Vertrauen zu mir, daß ich sie mit ganzer Seele fördern würde. Deshalb ziehe ich vor, sie auch nicht zu unternehmen.

Nun wohl, sagte Herr Böhmer, wie Sie wollen! Ich will Ihnen noch vierzehn Tage zum Entschlusse lassen. Und das übrige besprechen wir wol auf dem Wege zu Graf Boto's Dampfmühlen — wollen Sie mich heute hinführen, Herr Graf? Auf dem Wege

haben wir Zeit, unsere Bank fertig zu machen. Ich muß vor Abend wieder in der Stadt sein; der Kirchenvorstand meiner Pfarre hält eine Sitzung — wichtige Beschlüsse — meinen Einspänner habe ich schon nach Ihren Dampfmühlen vorausgeschickt.

Wenn Sie so eilig sind, Herr Böhmer, wollen wir zu den Dampfmühlen fahren, sagte Boto, und zog die Klingel. Wir halten dann auf unserm Jagdwagen die erste Sitzung unsers Bankdirectoriums ab; während wir berathen, componirt sich Dankmar Gohr die Musik dazu. ...

Ich denke, ein lustiges Crescendo, das die anwachsenden Millionen andeutet, fiel Burghaus ein.

Christian soll anspannen! Er soll die Jucker und den Jagdwagen nehmen! befahl Boto dem eben eintretenden Diener.

Die vier Herren saßen kurze Zeit nachher auf einem zwar nicht sehr modernen und schon viel gebrauchten, aber leichten und bequemen Jagdwagen, der mit einem leichtfüßigen Juckergespann, hochbeinigen Thieren in ungarischem Riemengeschirr, bespannt war. Der Wagen eilte mit ihnen durch das Gehölz um Haus Edern und sodann auf einem zwischen hohen Aehrenfeldern sich dahinschlängelnden Sandwege fort. Dankmar von Gohr saß nachdenklich, die Arme unter-

geschlagen, in seiner Bank zurückgelehnt; die andern rauchten ihre Cigarren und sprachen in großer Aufregung, mit lebhaft bewegten Mienen. Ein Blick in eine Welt, wo die Millionen wie Sterne um das Haupt der glücklichen Sterblichen kreisen, hat etwas seltsam Aufregendes. Die Gedanken werden mit fortgerissen in diesen Wirbel, schwere Thatsachen bekommen Flügel und Unmöglichkeiten werden leichtfüßige Wesen, die in kokettem Tanze nichts anderes verlangen, als sich haschen zu lassen. Herr Böhmer und Graf Boto sahen in dem Baron Chevaudun, dessen Agent der erstere geworden, das größte Börsengenie der Gegenwart — und vielleicht war es dieser Mann. Sie waren mit dem Mistrauen, das kühne Plane in realistischen Menschen erwecken, an die Prüfung der ersten Mittheilungen gegangen, welche ihnen über das Finanzsystem des Barons und seinen Wunsch, in ihrem Lande eine seiner Banken zu gründen, gemacht worden. Sie hatten geprüft, Erkundigungen eingezogen und allen Argwohn fahren lassen Ermittelungen gegenüber, die sie mit Staunen und Respect erfüllten, mit Staunen vor der Genialität und mit Respect vor den Erfolgen des Barons. Jetzt war alle Zweifelsucht, alle Kritik in ihnen dahin; sie waren entzückt über die Aussicht, für Ideen mitwirken zu sollen,

welche ihre Sympathien hatten, und als Lohn ihres geringen Mühens für diese überschwenglich reiche Früchte erwarten zu dürfen.

Dankmar von Gohr, der diese Stimmung nicht theilte, hieß den Kutscher halten, als man ein im Felde stehendes Heiligenbild erreicht hatte, an welchem sich ein Weg abzweigte.

Du willst nicht mit zu den Mühlen hinaus? fragte Boto.

Ich will hier absteigen, um den Feldweg zu gehen. Ich habe Herminen versprochen, nicht zu spät heimzukommen.

Bist du schon fertig mit der Musik? fragte Burghaus.

Sie ist fertig nach dem bekannten Thema im „Robert" — der Teufel trägt es da vor!

Die Herren lachten, Dankmar reichte Boto und Burghaus die Hand, grüßte Herrn Böhmer durch eine Berührung seines Hutes und sprang von dem Wagen hinab, der sich gleich wieder in Bewegung setzte.

Dankmar steht gewaltig unter dem Pantoffel seiner Schwester, sagte Boto.

Er hat recht, fiel Burghaus ein; sich unter ihren Pantoffel beugen, ist der einzige Weg, mit ihr im Frieden zu bleiben.

Ist sie so schlimm? fragte Herr Böhmer.

Nur für Gundobald Burghaus, gab lachend Boto zur Antwort; sie hat sich seine Erziehung zur Aufgabe gestellt und findet ausnehmende Schwierigkeiten dabei.

Ich hoffe, ihr von nun als Bankdirector zu imponiren! rief Burghaus aus.

Zieh sie uns nur nicht als „Frau Bankdirectorin" ins Collegium! sagte Boto.

Ach nein, versetzte Gundobald Burghaus ein wenig kleinlaut, das hast du nicht zu fürchten! Du sagst ja selbst, daß sie mich „ziehe", ich nicht sie!

Unterdeß war Dankmar, anfangs gemächlichen, dann raschern Schrittes — er gehörte zu den Menschen, die nicht langsam gehen können, sondern welche die innere Energie ihres Gedankenlebens am Ende stets in einen gelinden Trab fallen läßt — links abgegangen, dem Wege durch hohe, wallende Kornfelder nach. Wenn er links hinblickte, sah er über die hohen Halme fort, an denen sich eben die Aehren bildeten, ein höchst freundliches Landschaftsbild. Eine weite Thalsenkung lag da unter ihm, eine muldenförmige Fläche, durch deren Mitte sich ein breiter Streifen grüner Wiesenfluren und zusammenhängender Waldpartien zog, während jenseits wieder Kornfelder die leise ansteigenden Hügelrücken bedeckten. Blaue Berge

schlossen, von rechts her mit sanften Wellenlinien ziehend, den Hintergrund. Aus dem Waldstücke, welchem der Weg Dankmar's zulenkte, erhob sich sein kleiner Edelhof mit gezacktem Giebel und kleinem Thurme.

Dankmar schritt zehn Minuten später zwischen zwei alten Steinpfeilern hindurch, welche am Eingange einer Eichenallee standen, die auf sein Vaterhaus zuführte. Aus der Allee herauf kamen zwei Personen ihm entgegen, ein alter Herr und eine junge Dame. Sie gingen rascher, als sie ihn sahen. Als alle drei sich gegenüberstanden und sich mit freundlichem Händedruck begrüßt hatten, nahm die junge Dame Dankmar's Arm.

Wie warm dir geworden ist, bist du so schnell gegangen, Dankmar?

Dabei trocknete sie seine hohe, gewölbte Stirn und strich ihm dann das reiche, dunkle Haar mit der Hand zurück. Sie that das mit der Zärtlichkeit einer Mutter. Der Kopf des jungen Mannes verdiente, daß eine Schwester mit so strahlendem Blicke an ihm hing. Wir haben schon gesagt, daß er etwas von einem Heroentypus hatte. Unter der hohen, stolzen Stirn Dankmar's leuchteten ein Paar dunkler großer Augensterne voll eigenthümlichen, durch einen Aus-

druck von Melancholie gedämpften Feuers; die Nase war nicht lang, fein und doch kräftig, die stark ausgebildeten Lippen vom frischesten Roth — um diese Lippen zuckte etwas von Stolz, Kühnheit und Selbstvertrauen, auch etwas von weicher Schwärmerei wieder — es waren ein Paar Lippen, die es aussprechen durften, was Dankmar unlängst zu seiner Schwester gesprochen:

„Ich weiß nicht, wie Goethe das sagen mag:

Und was uns alle bändigt, das Gemeine,
Lag hinter ihm in wesenlosem Scheine.

Ich danke meinerseits für diese Gemeinsamkeit des Gemeinen!“

Die Züge seiner Schwester hatten große Aehnlichkeit mit den seinen. Die Köpfe beider waren in derselben Form gegossen. Aber Dankmar's Kopf war wie von der Hand des Künstlers nach dem Guß überarbeitet, ciselirt, vollendet. Die Züge Herminens hatten nicht dieses Gepräge der Vollendung erhalten, sie waren unentwickelter geblieben, stiller, demüthiger; aber die Farben waren rein und frisch, klar wie die dunklern des Bruders, und auch Hermine war eine schöne und gewinnende Erscheinung.

Sie war sehr einfach gekleidet, in ein graues, bis zum Halse schließendes Kleid mit grüner Einfassung,

ohne Tuch und Hut, nur mit einem Sonnenschirm versehen, den die Schatten der Allee überflüssig machten.

Der alte Herr neben ihr, ein mittelgroßer, wohlgenährter Mann mit sehr hellen blauen Augen, war seiner Tracht nach ein Geistlicher. Er hatte ein sanftes, gewinnendes Gesicht, dem man die Zahl der Jahre — der Mann war nahe an Siebzig — nicht ansah.

Sie kommen rascher zurück, als wir Sie erwartet haben, lieber Dankmar, sagte der geistliche Herr. Ist aus der Angelegenheit nichts geworden und Ihr Herr Böhmer nicht eingetroffen?

Er ist eingetroffen, versetzte Dankmar, indem er mit seiner Schwester und dem Geistlichen langsamer vorwärts schritt; er ist um halb vier gekommen und saß um halb fünf schon wieder auf Boto's Jagdwagen, um nach dessen Dampfmühlen zu sehen. Ich habe die Herren auf dem Wege dahin verlassen. In der kurzen Zeit haben wir vollaus Muße gehabt, uns eines großen Theils der in der Welt umrollenden Millionen zu bemächtigen, damit alle conservativen Grundlagen der Gesellschaft zu stützen und nebenbei hier im Lande eine Grundbesitzbank zu gründen; Boto und Gundobald Burghaus sind Feuer und Flamme für die Sache.

Der gute Gundobald! sagte Hermine. Wenn er eine Geldspeculation macht, so wird es nur sein, um allen Damen seiner Bekanntschaft ausschweifend kostbare Vielliebchen zu schenken oder eine große Stiftung zur Beschaffung der Cotillonorden für alle Bälle der Provinz zu machen!

Die beiden Männer lächelten. Der geistliche Herr fuhr dann fort:

Und Sie sind nicht Feuer und Flamme für die Sache, Dankmar?

Nein — mich würde sie beunruhigen; die Rolle, welche Herr Böhmer mir so gütig dabei zudachte, würde mir gründlich unbehaglich sein.

Das Vertrauen fehlt Ihnen noch immer, und der Glaube?

Nicht gerade das. Nach all den vielseitigen Erörterungen der uns vorgelegten Berichte und Berechnungen und Prospecte kann ich an der Richtigkeit des Grundgedankens, auf den dieser geniale Baron von Chevaudun sich stellt, um so etwas wie der „Retter der Gesellschaft" zu werden, nicht zweifeln. Auch sprechen die glänzendsten Erfolge für ihn — er gebietet wirklich über Millionen; eine Summe, die ans Märchenhafte grenzt, ist ihm für seine Operationen zur Verfügung gestellt — die Börsenmänner erkennen

in ihm einen Mann von seltener Weite des Blicks, unter den sie sich beugen. ...

Aber — das Aber? fiel Hermine ein.

Das Aber, antwortete Dankmar, liegt in meinem Zweifel an seiner Kraft, die Natur der Dinge zu verändern. Das Geld hat seine Natur, seinen Charakter und seine eigene Logik. Des Teufels Schwanz und Klauenfuß — woher hat er sie als vom Goldenen Kalbe? Der Baron wird es inne werden; er wird dem Geiste, den er gerufen, unterthan werden und ihn nicht mehr meistern können; er wird sehen, daß die Millionen eigensinnige Potenzen sind, welche ihre eigenen Wege einschlagen und sich nicht um die Glaubensbekenntnisse kümmern.

Es steckt freilich ein Dämon im Golde, bemerkte der Geistliche, und mir fällt hier etwas ein, was mir mein alter Freund Nesselbrook erzählte: es gibt russische Ketzer, welche behaupten, die Menschen fielen schon droben im Jenseits; da schuf Gott die Erde als einen Strafort für sie — er setzte sie in Leiber als Kerker. Sind sie nun hier gut, so werden sie durch den Tod aus der Haft der Leiblichkeit befreit; sind sie aber schlecht, so sinken sie in immer niederere Formen hinab; sie werden Thiere, danach Pflanzen, endlich gar Metalle, und die äußerste Strafstufe ist das

anti-Darwin

Gold, in dem die Seelen der Verdammten stecken. Das ist der Duchoborzen Glaube.

In dem Poesie ist wie in allen Ihren Nesselbrook-Geschichten, sagte Hermine lächelnd.

Sie haben also die Angelegenheit ganz von sich abgewiesen, Dankmar? sprach der geistliche Herr weiter.

Ja, versetzte Dankmar, schon deshalb, weil ich keinen Theil an einer Gesellschaftsrettung durch das Geld haben mag. Eine durch das Geld gerettete Gesellschaft! Gott schütze uns davor! Das Geld das innere Bindemittel der moralischen Welt, das Geld ein wiedererweckter Kaiser der alten Weltordnung! Nein, lieber Freund, fuhr er, seine linke Hand auf die Schulter des neben ihm schreitenden Geistlichen legend, fort, dazu habe ich in Ihren Geschichtsstunden zu viel gelernt; wir wissen zu gut: als das Kaiserthum von seiner Höhe herabstieg und das Papstthum nach Avignon zog, da holten sich die verlassenen Menschen in der Sehnsucht: „O, daß ein Geist herniederstiege!" ein neues Herrscherwesen herbei und setzten es auf den Thron des verwaisten Weltbürgerthums: die Bildung, die Wissenschaft, die Humanität, die „Renaissance". In ihr schlossen die Parteien, die Nationen ihren Frieden miteinander, sie ward der Mittelpunkt des

neuen Weltbürgerthums, und in ihrem kaiserlichen Zeichen wird noch heute allein die Gesellschaft sich retten, das heißt, sich selber retten — durch die Kaiserin Bildung! Sind Sie einverstanden, lieber Zander?

Ja, versetzte der Geistliche, wenn auch ein wenig wie Pilatus, als er fragte: „was ist Wahrheit?“ So frag' ich: „was ist Bildung?“

Alles, was zu innerer Freiheit führt!

Sieht man dem Wege immer an, wohin er führt?

Den meisten doch, ob sie vorwärts führen, ob hinauf, ob hinunter!

Und nachdem man viel hinauf-, hinuntergelaufen und herzlich müde geworden, spricht man wol auch:

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeist's auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft. ...

Es muß doch noch etwas hinter der Bildung stehen, über ihr, und das ist der Glaube!

Die wahre Bildung, antwortete Dankmar, führt zum Glauben, aber zu einem befreienden!

Unser lieber Zander beginnt zu citiren! fiel hier lächelnd Hermine ein. Es wird Zeit, daß ich dieses fürchterlich gelehrte Gespräch unterbreche; ohnehin sind wir zu Hause.

Sie waren an das Ende der Allee gekommen, wo eine Holzbrücke über einen breiten Graben führte. Jenseit der Brücke lag der Hof, rechts verfallene Nebengebäude und im Hintergrunde das Herrenhaus, ebenfalls ein alter, verfallener und keineswegs stattlicher Bau; das Haus stammte aus dem siebzehnten Jahrhundert, die Fenster der obern Reihe waren viereckig, mit Karyatiden verziert und anderm Schmuck im Barockstil auf den Sandsteineinfassungen; aber sie waren zum Theil noch mit alten Rautenscheiben in Blei geschlossen. Die untere Fensterreihe über dem Souterrain war neu verglast, und das Fenster an der Ecke rechts bis nach unten ausgebrochen, sodaß es eine Glasthür geworden, die über einige Stufen in eine geräumige Veranda von weißangestrichenem Lattenwerke führte, an dem junge Reben in die Höhe kletterten. Die Fugen zwischen den Ziegelsteinen der Wände aber waren von der Zeit ausgefressen, die Treppe vor der Hauptthür ausgetreten und gesunken; so machte das Ganze den Eindruck des Verfallenen, an das erst in neuerer Zeit sich stellenweise die Herstellung gewagt hatte, welche noch ein weites Feld ihrer Thätigkeit finden konnte.

Zur Linken des Herrenhauses war durch den Abbruch eines alten Gebäudes Raum für eine kleine

Gartenanlage geschaffen, die bis an den das Ganze umgebenden Graben rückte. Im Hintergrunde dieser Anlage schloß sich ein kleiner, alter Thurm an das Herrenhaus, und neben ihm führten Steinstufen zu einem wasserreichen, klaren und lebhaft dahinrauschenden Flusse hinab, der die Fundamente des Thurms bespülte und den Graben auf der Vorderseite des Hofs speiste; eine schmale Laufbrücke führte hier über den Graben; ein Nachen lag am Fuße der Treppe angekettet.

Die nächste Umgebung des Edelhofs jenseit des Grabens und des Flusses bestand aus Obstgarten und Wiesenflächen. Umher zog sich in dichtem Kreise Laubwald, üppig wucherndes Gehölz, das sich rechts und links in dem vom Flusse durchströmten Grunde weit hinauf- und hinunterzog.

Die drei Leute, welche diesen hübschen, stillen, aber wenig stattlichen Landsitz bewohnten, wandten sich der Veranda zu. Der alte Herr hatte da, an einen Gartenstuhl gelehnt, eine Tabackpfeife stehen, die er jetzt wieder in Thätigkeit setzte, Hermine nahm eine liegen gelassene Näharbeit auf, und Dankmar setzte sich zu ihnen, nachdem er durch die Glasthür ins Innere geschritten und gleich darauf im bequemen Hausrock und mit einem Buche zurückgekommen war.

Und was macht Boto? fragte jetzt Hermine, auf ihre Arbeit blickend.

Was du dir denken kannst: Plane, versetzte Dankmar. Plane zu großen Dingen; sein rühriger Geist läßt die Schwingen darum nicht sinken, weil Baron Chevaudun die Güte hat, Geldsäcke daranzuhängen. Er wird zunächst die Verhältnisse seines Bergwerks genau untersuchen und hofft von Chevaudun's Bank die Mittel zu erhalten, um die verlassenen Arbeiten neu in Schwung zu setzen, und dann beschäftigt ihn die Einrichtung seiner Dampfmühlen, von denen er so viel erwartet. ... Du weißt, er hat immer alle Hände voll zu thun, um die Projecte seines anschlägigen Kopfes ins Werk zu setzen.

Man muß Respect vor einem Ehrgeiz haben, der sich so viele Mühe gibt, seine Ziele zu erreichen, sagte lächelnd der geistliche Rath.

Aber welche Ziele! fiel Dankmar ein.

Sind sie seiner nicht würdig? sagte Hermine. Sie sind praktisch, und darum verachtet sie mein etwas zu idealistisch angelegter Bruder. Habe ich nicht recht, lieber Rath?

Der Rath blies langsam eine Tabackwolke von sich. Sie haben immer recht, Fräulein Hermine, versetzte er dann mit einem schlauen Augenblinzeln.

Mein misrathener Zögling Dankmar hier sollte sich an Graf Boto ein Muster nehmen, wie man sich in die Höhe bringt. Ich habe diese Ederns noch gekannt, wie sie zwar die ältesten und vornehmsten Edelleute des Landes, aber auch die ärmsten waren. Sie hatten ein halbes Dutzend Güter freilich, aber wie viel davon gehörte ihnen eigentlich? Boto's Großvater war noch ein wahrer Cincinnatus; es konnte sein, daß ihn der fürstliche Fourier, der ihm ein großes Cabinetsschreiben mit der Aufforderung brachte, als Landtagsmarschall unsere Stände einzuberufen, in der Scheune fand, beschäftigt, einen Maltersack voll Weizen auf den Speicher zu schleppen — denn einen ganzen Maltersack konnte er auf den breiten Schultern tragen; keiner seiner Knechte nahm es darin mit ihm auf. Seine Frau zog Gänse auf, und wenn sie fett waren, fuhr sie dieselben auf einem Leiterwagen zur Stadt und überwachte die Knechte bei deren Verkauf. Seitdem die jetzige gnädigste Gräfin mit ihrem, oder besser dem Nesselbrook'schen Gelde nach Edern gekommen, ist das alles anders geworden; ihre Schätze haben die morsche Herrlichkeit des Hauses neu aufgerichtet, und ein anderes Panier flattert heute von den Zinnen von Haus Edern.

Mir, sagte Dankmar lächelnd, kommt diese stolze Dame stets wie die Norne des Feudalismus vor. Wie eine Norne sitzt sie da und spendet aus ihrem Borne der Weisheit. Wer einen Zaubertrank aus dem Urdarbrunnen will, der muß ihr geben, was einst die Nornen unter der Weltesche Igdrasil verlangten und selbst Odin darbringen mußte, ein Auge — er muß zur Hälfte wenigstens blind werden — für das Licht unserer Zeit!

Ihrem Gatten, dem ehrlichen Grafen Achatz, fiel der geistliche Herr mit seinem Augenblinzeln ein, hat sie eigentlich beide genommen. Er sieht gar nicht mehr, was um ihn vorgeht. ...

Ohne aus dem Borne der Weisheit darum mehr bekommen zu haben, bemerkte Dankmar.

Desto besser für ihn, daß er eine so gescheite Frau hat und einen so thätigen Sohn wie Boto, sagte Hermine.

Dankmar zuckte schweigend die Achseln. All dieses Treiben und Ringen und Mühen um Reichthum, Einfluß, Macht und Erhöhung ist doch klein und unwürdig, erwiderte er. Große Naturen haben nicht diese Art des Ehrgeizes!

Große Naturen haben auch ihren Hochmuth, versetzte Hermine. Es kommt darauf an, welcher Ehr-

geiz die wirksamste Triebfeder zu großen Leistungen und wohlthätigem Schaffen ist.

Und was schafft all dieses feudale und unfeudale Streben? fragte Dankmar.

Nun, Sie müssen doch einräumen, daß Prinz Benno mit seiner wandelnden Besserungsanstalt für gefallene Standesgenossen wenigstens eine große, wohlthätige Leistung ist, sagte der geistliche Herr kaustisch.

Die beiden Geschwister lachten, und ihr Gespräch ging dann von den Angelegenheiten anderer zu den eigenen über. Und über die eigenen war manches zu sprechen: Bruder und Schwester standen verwaist in der Welt, ihre Aeltern waren beide todt; der Vater, welcher, wie wir schon aus dem Munde Herrn Böhmer's hörten, Präsident einer Behörde im Staatsdienste gewesen, war gestorben, ohne ihnen ein Vermögen zu hinterlassen außer dem kleinen, vernachlässigten Stammgute Gohr. Dankmar hatte nach dem Willen des Vaters sich ebenfalls für den Staatsdienst bestimmt und die ersten Stadien desselben durchlaufen, aber mit tiefem, innerlichem Widerstreben wider den Dienst als Rad im großen Maschinenraume, in welchem die Regierung so viel unsichere Werthe producirt. ... Er hatte sich freigemacht und ohne Ehrgeiz, wie er sich sagte, sich mit der Schwester auf

seine kleine Hufe Landes zurückgezogen, um dort seinen Kohl zu bauen, seiner Schwester, sich selbst und seinen Gedanken zu leben. Nur der geistliche Herr war ihnen gefolgt; er war Dankmar's Erzieher gewesen und dann eine Zeit lang bischöflicher Rath, und dann war er, weil die neue, schärfere und schroffere Richtung der Zeit die milden, duldsamen und nach „Freigeisterei“ schmeckenden Anschauungen des alten Mannes nicht vertrug und als unzuverlässiges Element beseitigte, in das Haus des Präsidenten zurückgekehrt, um nun endlich seine kleine Pension im Frieden und im gemüthlichen Stilleben bei seinen Zöglingen zu verzehren. Er ließ sich jetzt von Dankmar erziehen, sagte er; er ließ sich von ihm zu seinem Wirthschaftsinspector ausbilden; Dankmar verstand von der Oekonomie auch nichts, meinte er, aber desto mehr sei er berufen, faßlich und ganz vorurtheilslos darüber zu belehren.

Als es zu dämmern begann, kamen ein paar Knechte von der Arbeit zurück. Dankmar ging zu ihnen, um mit ihnen zu reden. Hermine holte sich ein Tuch aus dem Innern des Hauses und dann ging sie nach dem Thurme in der Ecke des Hofs, stieg die Stufen zum Wasser nieder und kettete den Kahn los. Als sie hineingestiegen, ließ sie das Schifflein

ruhig von den Wellen des Flüßchens stromabwärts treiben.

Nach einer Weile kam Dankmar von dem Oekonomiegebäude her zurück, und da er seine Schwester vermißte, schaute er sich nach ihr um. Er entdeckte sie nach einer Weile schon eine gute Strecke weit unterhalb des Hauses, in ihrem Kahne dahingleitend; nur der Kopf und ihre Schulter waren sichtbar über dem niedern Wiesenufer.

Er rief und winkte mit seinem Tuche, damit sie zurückkomme und ihn mitnehme auf ihrer Fahrt, aber sie schien ihn nicht zu bemerken, nicht zu hören; der Kahn glitt voran und verlor sich im Schatten des Waldes, der eine kurze Strecke weiter seine breiten Laubäste über das Gewässer streckte.

Hermine hat seit einiger Zeit eine seltsame Neigung für einsame, abendliche Wasserfahrten, sagte Dankmar zu dem Rathe, indem er zu diesem durch die Glasthür ins Wohnzimmer trat.

Lassen Sie sie lernen, ihr Schifflein allein zu führen; man kann's nicht früh genug im Leben! versetzte der geistliche Herr.

Wir wollen Hermine von Gohr auf ihrer Fahrt nicht folgen, sondern sie allein lassen, wie sie unter den grünen Gewölben der Wipfel ihren Kahn auf

dem sacht strömenden Wasser dahingleiten läßt, an Schilf und Röhricht, an blühenden weißen Seerosen vorüber, die Ruder leise in die Flut tauchend, um die Amsel nicht zu stören, welche ihr Abendlied im Busche am Ufer singt. Wir haben in raschem Scenenwechsel die Gestalten, von deren Schicksalen diese Blätter berichten werden, die Umgebungen, in welchen sie leben, und die Interessen, von denen sie im Augenblick in Anspruch genommen sind, kennen gelernt, und es wird Zeit, daß wir uns denjenigen unserer neuen Bekannten zuwenden, welche uns zunächst beschäftigen müssen.

Viertes Kapitel.

Die Norne des Feudalismus.

Wir kehren nach Haus Edern zurück. Um von dem kleinen Edelhofe von Gohr dahin zu gelangen, gibt es einen kürzern Weg als den Fahrweg, welchen wir Dankmar, anfangs in Boto's Jagdwagen, dann zu Fuß durch die Ackerflur nehmen sahen. Der kürzere Weg schlägt sich, wenn man über die Holzbrücke vor Haus Gohr gekommen ist, gleich rechts in das Gehölz. Es ist ein Fußsteig, der immer im Walde bleibt und wenig begangen wird. Zehn Minuten von Gohr entfernt findet man eine steinerne Bank, die zugleich als Grenzstein dient. Der ganze Wald dahinter gehört zu Edern, diesseits zu Gohr. Noch eine Viertelstunde weiter, und man erreicht, aus dem Gehölz auf freies Grasland tretend, den breiten Haupt- und Fahrweg, der auf Schloß Edern zuführt. Der Waldweg mündet in diesen neben einem hohen und

alterthümlich geformten Steinkreuze, das nach der Sage die Stelle bezeichnet, bis zu der ein aus den Kreuzzügen kampf- und lebensmüde und krank heimgekehrter Ritter von Edern gekommen, um hier, wo sein Auge das Vaterhaus wieder erblickt, zusammenbrechend den Geist aufzugeben. Der breite, kiesbedeckte Fahrweg führt zwischen hohen, sorgsam geschorenen Hecken auf den stattlichen Bau, der, weit größer als das kleine Haus Gohr, auch viel jünger ist, ein Landhaus, wie man es vor etwa hundert Jahren aufführte, wo nicht mehr der Ritter sich ein festes „steinernes Haus" baute, sondern der am Hofe verkehrende und im Hofdienste stehende Edelmann einen Landsitz nach dem Muster des Fürstensitzes, nur in verkleinertem Maßstabe.

Schloß Edern hatte zwei vorspringende Flügel und, wenn nicht ein paar runde Thurmkappen mit verwitterten Laternen darauf über das Dach weggeschaut hätten, wenig von feudalem Wesen. Der ursprüngliche Rohbau war in sehr geschmackloser Weise verputzt, an den Fenstern waren grüne Jalousien angebracht; die Südwand des rechten Flügels bedeckten Rebenspaliere; vor dem Gebäude dehnte sich ein großer Rasenplatz mit wohlgepflegten einzelnen Blumenbeeten darin aus. Rechts und links lagen hinter den hohen

Hecken die Gärten, und hinter ihnen nach beiden Seiten der Wald.

Auf diese Umgebung, auf einen rasch um den Rasenplatz herumrollenden Korbwagen, der nach wenig Augenblicken auf das Pflaster des Hofes rasselte und vor dem Haupteingange hielt, um eben die rückkehrenden beiden jungen Herren, Boto und Gundobald, aussteigen zu lassen; auf diese ganze Scenerie blickten zwei sinnende, ernste, helle Mädchenaugen nieder, die fremde Welt, in welche sie vor kaum einer Stunde gekommen, musternd. Es waren die Augen der Gouvernante.

Sie stand am offenen Fenster in einem geräumigen, ein wenig niedern, aber bequem eingerichteten Gemache, das am Ende des obern Stocks in dem linken Seitenflügel von Haus Edern lag. Hinter ihr, in der Mitte des Raumes, standen ein paar geöffnete Koffer, halb ihres Inhalts entleert, der in die aufgezogenen Laden einer großen Kommode und die Tiefe eines noch offen stehenden Kleiderschranks gewandert war. Auf den runden Tisch vor das Sofa war die grüne Maroquinkassette gestellt; Hut, Reisedecke und Schirm lagen daneben. Man sah, das Fräulein war beschäftigt, sich häuslich einzurichten; sie hatte eben eine kleine Pause in dieser Arbeit gemacht und sich in das Fenster gestellt, um auszuruhen und den Gedanken

nachzuhängen, welche ihre neue Lage ihr einflößte und die nicht erfreulicher Natur sein mochten.

Sie kam als Gouvernante in dieses Haus, und es gibt keine schwerern Stunden als die eines armen Mädchens, das, alleinstehend, nur auf sich angewiesen, in eine Stellung der Dienstbarkeit unter fremde Menschen tritt und fremdem Leben, fremden Interessen sich hingeben soll mit einer Entsagung und Selbstlosigkeit, die, als etwas sich von selbst Verstehendes, Erkauftes und Bezahltes, weit seltener Anerkennung als den Tadel, daß sie nicht noch rückhaltsloser sei, findet. Das melancholische Gefühl der Fremde ist da zehnfach verschärft; das Herz zieht sich ängstlich in sich zusammen, es möchte scheu und zaghaft den neuen auf dasselbe einströmenden Eindrücken entfliehen — und man verlangt von ihm, daß es sich öffne und dem Fremden eine Theilnahme entgegenbringe, die doch nur mit der Zeit in ihm entstehen kann. Die neue Umgebung ist nicht frei gewählt; sie drängt sich auf und muß hingenommen werden; sie stellt sich der armen Gebundenen als das Gesetz hin, welches von nun an ihre Unterwürfigkeit fordert, und dieses Gesetz beginnt seine harte Wirksamkeit damit, daß es von allem Lieben, was daheim zurückblieb, trennt. Und dann das Amt selber, welches die arme Gebundene er-

wartet — dieses oft so lohnende, viel öfter aber so schwere, innerlich aufreibende, trostlose Amt!

Die junge Dame mochte sich diesen Betrachtungen hingeben, während sie allein ihre Sachen ordnete und sich einrichtete — die Hülfe einer Dienerin, welche sich ihr angeboten, hatte sie zurückgewiesen —, und während sie mit untergeschlagenen Armen und mit ernster, sinnender Miene am Fenster stand, um sich von der halbvollendeten Arbeit zu erholen. Aber wenn sinnender Ernst und wenig Heiterkeit auf ihrer Stirn lagen, so lag doch nichts von Verzagen darauf. Im Gegentheil, auf ihrer hohen, schön geformten Stirn war der Ausdruck der Ruhe und selbstbewußten Entschlossenheit deutlich ausgeprägt.

Ein hellblonder Mädchenkopf streckte sich in diesem Augenblicke durch die leise geöffnete Thür — ein Kopf mit scharfen Zügen und stahlblauen Augen und einer feinen, langen, ein ganz klein wenig aus dem Loth gewichenen Nase —, und dann kam ein schmales, hoch aufgeschossenes Fräulein dem Kopfe nach ins Zimmer geschlüpft; ein Fräulein, im blühenden Alter von etwa vierzehn Jahren stehend.

Ich soll sehen, ob Sie ausgeruht sind und es Ihnen gefällig ist, zur Mama herabzukommen, sagte das Fräulein.

Ganz, wie es die Mama befiehlt, versetzte die Gouvernante, sich vom Fenster ab- und dem jungen Mädchen zuwendend. Aber was hast du da für eine Medaille, liebe Bertha? fuhr sie fort, sich ihrem Zögling, der sich ihr schon bei ihrer Ankunft vorgestellt hatte, nähernd und eine große, silberne Medaille, die an blauem Bande auf der Brust des jungen Mädchens hing, musternd.

Ich war Marienkind im Kloster, versetzte Bertha stolz.

Und die Marienkinder tragen eine so große, schöne Medaille? fuhr die Gouvernante fort, auf dem Avers des Schaustücks ein Bild der Madonna betrachtend und eine das Empfängnißdogma ausdrückende Legende in französischer Sprache lesend.

Ist das nicht hübsch? sagte Bertha.

Es ist sehr hübsch, versetzte die Gouvernante, daß du es durch Fleiß zu einer Auszeichnung gebracht hast; aber diese Medaille wirst du von nun an ablegen. Du bist nicht mehr im Kloster.

Sie nahm ihrem Zögling das Band ab und legte es auf den Tisch.

Und jetzt gehen wir zu deiner Mutter!

Comtesse Bertha machte ein sehr misvergnügtes Gesicht, verbarg aber mit demüthigem Augennieder-

schlagen ihren Verdruß, der hinreichte, von diesem Augenblicke an ihr Gefühl für die neue Gouvernante zu bestimmen. Dann ging sie hinaus, um den Weg zu zeigen: über einen Corridor, eine breite Treppe hinab, dann durch eine dunkle, hohe Flügelthür, die in ein Vorzimmer führte, und durch eine zweite, gleiche Thür, hinter der sich das Wohnzimmer befand, in welchem Gräfin Edern die neue Gouvernante ihrer Tochter Bertha erwartete. Es war derselbe Raum, in den wir vom Flur her früher Herrn Böhmer eintreten sahen.

Als die Gouvernante eintrat, sah sie sich zunächst einem wohlwollend aussehenden alten Herrn mit einem sehr gerötheten Gesichte gegenüber, der, mit einem grauen Hausrocke bekleidet, in einem Sessel in der nächsten Fensterbrüstung vor dem Tische mit den Büchern und dem Schreibgeräthe saß, aus einer kurzen Jagdpfeife rauchte und ein altes Buch in schweinsledernem Bande in der Hand hielt; er verzog sein gutmüthiges Gesicht aufblickend zu einem Lächeln, zog eine seiner buschigen grauen Brauen über das eine Auge, zwinkerte mit dem andern und sagte, sich halb erhebend und ein wenig stotternd:

Das ist ja nun schön, Fräulein Morell, daß Sie gekommen sind! Meine Frau ist hier — er wandte

sich mit einer kleinen Verbeugung dem Hintergrunde zu, wo die Gräfin sich befand. Sie saß breit und stattlich auf einem Sofa unter dem Spiegel.

Die Gräfin war eine nicht große, aber wohlgenährte Frau, die den Fünfzigen nahe stehen mochte und nie schön gewesen sein konnte, mit ein wenig männlichen, aber doch nicht unangenehmen Zügen; es lag sehr viel ruhige Festigkeit darin, und aus dem Blicke der mehr runden als ovalen, ziemlich flach liegenden Augen sprach kein Ausdruck, der gegen sie hätte einnehmen können — wenn es nicht für Fräulein Morell der großer Kälte war, mit dem diese Augen auf ihr ruhten. Wenn auch nicht just mit scharfer und gespannter Prüfung, nicht just mit jener selten wohlwollenden Neugier, mit der eine Frau zum erstenmal die andere betrachtet, sah die Gräfin von Ebern das eintretende junge Mädchen doch mit einer kühlen Gleichgültigkeit an, welche vielleicht noch weniger verbindlich war, als der Ausdruck der prüfenden Spannung und Neugier gewesen wäre.

Seien Sie uns willkommen, liebes Kind! sagte die Gräfin, ohne die Verbeugung des jungen Mädchens zu erwidern und während derselben ruhig niederblickend, um einige Falten ihrer weiten, braunseidenen Robe an sich zu ziehen. Setzen Sie sich da neben

mich. ... Sie deutete auf einen neben dem Sofa stehenden Rohrsessel. — Du kannst umherlaufen, Bertha; deine Schwester ist im Garten.

Bertha wandte sich und verließ das Zimmer.

Ich hoffe, Fräulein Morell, Sie werden sich an Bertha leicht attachiren; sie ist ein folgsames und aufgewecktes Kind, fuhr die Gräfin fort. Auch werden Sie in ihrer Vorbildung wenig Lücken entdecken; ich habe sie nur deshalb dem vortrefflichen klösterlichen Institut, in welchem sie sich bisher befand, entzogen, weil ich für gut hielt, bei ihrem Heranwachsen ihr eine etwas weltlichere Erziehung geben zu lassen. Es ist mein Wunsch, daß Sie neben dem Lernen hauptsächlich ihre Haltung, ihr Benehmen, ihre gesellschaftliche Tournure ausbilden — und da hoffe ich, ist sie bei Ihnen in den besten Händen. Man hat Sie uns aufs wärmste empfohlen, und Sie haben bereits die Tochter eines Mannes, der mitten im Verkehre der großen Welt stand, erzogen. ...

Das letzte wurde in einem halb fragenden Tone gesprochen, sodaß Fräulein Morell einfiel: Allerdings — ob ich durch diese Erziehung die warmen Empfehlungen verdient habe, weiß ich zwar nicht...

Und Sie waren viele Jahre in diesem Hause?

Viele Jahre, bis die Tochter erwachsen war und

ich überflüssig wurde. Der Vater sah sich durch seine Verhältnisse veranlaßt, sich wieder zu verheirathen, und so wurde ich auch bei der Führung seines Hauswesens, bei der ich in den letzten Jahren mitgewirkt hatte, überflüssig.

Sie lebten in Antwerpen, im Hause des Herrn von Clamécy. ...

Das Fräulein nickte; auch zu Wien, setzte sie hinzu, weil Herr von Clamécy auch dort ein Haus hatte.

Ein Haus, das heißt ein Bankhaus — und wenn es uns auch lieber gewesen wäre, Sie aus weniger anspruchsvollen Kreisen als denen der sogenannten Finanzaristokratie zu uns kommen zu sehen, so wird das hoffentlich doch zu keiner gegenseitigen Unzufriedenheit führen. Sie werden, denk' ich, sich nicht zu sehr haben verwöhnen lassen, und werden vernünftig genug sein, einzusehen, daß ein Landleben wie das unsere seine Vorzüge hat und daß seine Grundlagen und seine Formen doch am Ende edlere und höhere sind als die solch eines großstädtischen Lebens, wo man — das heißt in dem Kreise, woraus Sie kommen — auf nichts als die Mittel sinnt, fortwährend einen imponirenden Luxus und Glanz um sich zu verbreiten, weil man eben kein anderes Piedestal für seine Per-

sönlichkeit, keinen andern Anspruch auf Geltung in der Welt hat als Geld. Unsereins ist, gottlob! nicht genöthigt, fortwährend das bischen Ansehen und Respect, das man ihm gewährt, der Welt baar zu bezahlen!

Fräulein Morell sah mit ihren großen, verständnißvollen Blicken die Gräfin an, während diese so sprach und dann mit einem gewissen Selbstbewußtsein ihr Haupt ein wenig zurückwarf und die gelbseidenen Bänder ihrer Haube glättete.

Ich hoffe nicht, daß Sie mich verwöhnt finden werden, auch bin ich nicht geradezu entzückt von der Welt, aus der ich komme, Frau Gräfin, versetzte das junge Mädchen ruhig, indem ihr Blick mit demselben Ausdrucke auf der Dame haften blieb. Ich habe, wie das ja auch in meiner Lage nicht anders möglich, in jener Welt ziemlich vereinzelt gestanden — das Geld gibt ihr, wie Sie sagen, Geltung, und das Gefühl der Geltung und Macht gibt Hochmuth, und Hochmuth stößt zurück. Ich meine, der Hochmuth ist die schlimmste Eigenschaft der Menschen, denn das Schlimmste ist doch das, was am meisten andere verletzt. Sie haben gewiß sehr recht, gnädigste Gräfin, zu sagen, daß die Grundsätze und Formen des Lebens höhere und edlere sein müssen als die, worauf sich der Hochmuth gewöhnlich stützt, wenn er sich

und seine Welt für besser und erhabener als die andern Kreise oder Menschen hält.

Das hatte nun die Frau Gräfin nicht gerade gesagt, auch nicht sagen wollen, und sie sah das Fräulein Morell ein wenig argwöhnisch an. Jedenfalls hatte sie sich zu gestehen, daß es ihr soeben nicht bis zu dem erwünschten Grade gelungen sei, der neuen Gouvernante zu imponiren. Sie können, sagte sie, den Gegenstand des Gesprächs wechselnd, den Stundenplan mit Bertha nach Ihrem Gefallen einrichten. Ich wünsche nur, daß Sie den Unterricht in der Geschichte ein wenig bevorzugen; der wird bei der Klostererziehung immer vernachlässigt, und es ist doch so wichtig, jungen Menschen früh Interesse für die Vorzeit einzuflößen, in welcher doch vieles so außerordentlich gottgefälliger und dem wahren Glücke der Menschen dienlicher eingerichtet war. Ich werde bei diesen Stunden wol ein oder das andere mal selbst zugegen sein.

Fräulein Morell verbeugte sich.

Wenn Sie mit Bertha unzufrieden sind oder wenn Sie irgendeinen Wunsch haben, so wenden Sie sich immer gleich an mich — recht offen und vertrauensvoll, mein liebes Kind — ich liebe es, möglichst zufriedene und heitere Gesichter um mich zu sehen, und thue gern alles, was ich kann, um sie um mich her

so zu machen. Und jetzt will ich Sie nicht länger in Anspruch nehmen; Sie werden ermüdet sein und sich in Ihrem neuen Quartier einrichten wollen — ich werde Ihnen Bertha hinaufsenden.

Fräulein Morell erhob sich, machte der Gräfin eine Verbeugung, welche diese mit einem freundlichen Kopfnicken erwiderte, und wollte das Zimmer verlassen. Als sie an dem Fenster vorüberging, worin der Graf mit seinem schweinsledernen Buche saß, legte dieser, statt die Verbeugung, welche sie ihm machte, zu erwidern, seine Hand auf ihren Arm, sah freundlich zu ihr empor, und während er wieder seine Braue über das rechte Auge zog und mit dem linken sie höchst schalkhaft anblinzelte, sagte er:

Nun warten Sie, Fräulein Anna Morell; da Sie nun zu uns gekommen sind, so sollen Sie auch eine schöne Devise haben; ich habe schon seit einer Stunde für Sie nach einer in diesem Buche gesucht — sehen Sie, das ist ein schönes, seltenes Buch — haben Sie je so was Schönes gesehen?

Fräulein Anna sah, daß es ein Quartband mit saubern Vignetten in Kupferstich war; jede Vignette stellte irgendeine symbolische Figur dar, und dann kam groß gedruckt ein lateinischer Spruch, und darunter kleiner die Erklärung desselben.

Jeder hier im Hause muß seine Devise aus meinem Buche bekommen, eher ist er nicht in die Familie aufgenommen, sagte Graf Achatius.

Darf ich mir eine wählen? fragte Anna, in das Buch blickend.

Nein, nein, nein! Ich gebe sie Ihnen! fiel der alte Herr ein. Sehen Sie, diese habe ich für meine Frau ausgesucht — ist sie nicht hübsch?

Er deutete auf das Bild einer aufsteigenden Rakete mit der Unterschrift: „Che mora pur che m'inalzi" (Mög' ich sterben, wenn ich nur steige). Es gibt auch den Spruch: „Da l'ardore l'ardire" (Von der Glut der Muth) zu demselben Bilde. Hier ist meine Devise, eine Magnetnadel mit der Unterschrift: „Aspicit unam" (Er blickt nur nach Einer) — das deutet männliche Gesinnungstreue an!

Der alte Herr sah dabei jedoch gar nicht stolz auf seine männliche Gesinnungstreue aus, sondern mit einem schalkhaften Blicke auf seine Gemahlin hinüber. Dann fuhr er fort: Und dies hier soll Ihre Devise sein: dieser hübsche kleine Vogel, der über das Meer fliegt mit den Worten, „Defessa, non diffisa" (Ermüdet, nicht verzagt). Sind Sie damit zufrieden?

Ich bin damit zufrieden, und ich danke Ihnen!

sagte Anna. Ich werde es mir in ein Petschaft stechen lassen.

Das ist recht; wir wollen dann später noch darüber nachdenken, was für eine Art von Vogel es sein soll, ob eine Grasmücke, eine Lerche, oder gar eine Nachtigall! — Der alte Herr zwinkerte hierbei mit seinem linken Auge, als ob er die Schelmenhaftigkeit selber wäre, und lachte dann sehr herzlich auf.

Anna aber empfahl sich und ging mit einer Miene, welche durch das Geplauder und Wesen des alten Herrn offenbar ein wenig erheitert worden war, wieder in ihr Zimmer hinauf. Das ist jedenfalls ein guter, freundlicher, alter Mann, sagte sie sich, und es war ihr, als ob sie in Zukunft sich lieber mit der Offenheit und dem Vertrauen, zu welchem sie aufgefordert worden war, an ihn wenden würde als an die hohe Dame selbst, deren Art und Weise wenig dazu beigetragen hatten, ihr die Stimmung des Augenblicks zu erheitern und das Herz leichter zu machen.

Gefallen und nicht gefallen ist gewöhnlich wechselseitig. Dem freundlichen alten Herrn hatte auch die neue Gouvernante sehr gut gefallen; er hatte sie über den Rand seines schweinsledernen Buches hin fortwährend beobachtet, während sie mit seiner Gemahlin gesprochen, und recht lustig dabei seine Brauen auf-

und abrollen und seine Augen zwinkern lassen, und jetzt sagte er:

Schatz, das ist ja ein wahrer Phönix von einer Gouvernante! Wie schön das ist, superbe Figur! Benimmt sich wie ein Edelfräulein — so ruhig — Schatz, glaub' mir, das hat eine reine Seele! Ich hätte ihr eigentlich nicht das Meer mit dem Vogel, sondern den See mit dem Schwan darauf zur Devise geben sollen!

Das hätte gerade noch gefehlt, Achatz! versetzte der Schatz des alten Herrn scharf und verweisend. Ich muß dir sagen, daß mir diese Person einen ganz entschieden ungünstigen Eindruck macht! Ich weiß nicht, was die Chanoinesse Clotilde gedacht hat, uns eine Person wie die da ins Haus zu schicken!

Ah, sie gefällt dir nicht? versetzte Achatz höchst verwundert.

Ist das eine Gouvernante! rief die Gräfin aus. Die ist viel zu schön; sie ist ja schöner, wie Edwine und wie auch Bertha es je hoffen darf zu werden! Was soll das geben in einem Hause, worin so viel junge Männer verkehren?

Mein Gott, ist das denn ein Fehler? rief Achatz aus. Die jungen Männer werden uns deshalb nicht seltener besuchen, darüber kannst du beruhigt sein!

Ach, deine Späße! versetzte unwillig die Gräfin. Und dann ist sie viel zu selbstsicher; mit keiner Miene, keinem Worte legt sie den Dank für die Stellung, welche sie bei uns bekommen hat, an den Tag; kein Wort, daß sie sich beflissen zeigen werde, meine Zufriedenheit zu erringen; solch ein junges Mädchen soll verschüchtert sein, wenn sie auftritt. ...

Schatz, was kann sie dafür, wenn wir ihr keinen Eindruck gemacht haben, daß sie verschüchtert worden ist?

Nun, du wirst sehen, daß wir mit ihr zu schaffen bekommen werden!

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Bertha schlüpfte herein. Ist sie fort? fragte Comtesse Bertha, die beim Umherlaufen im Garten einen rothen Kopf bekommen hatte, was sie nicht hübscher machte. Wie gefällt sie dir, Mama?

Wo hast du deine Medaille, Bertha? fragte die Gräfin.

Sie hat sie mir abgenommen.

Sie — Fräulein Morell?

Ja, ich sei nicht mehr im Kloster. Sie nannte mich auch gleich Du.

Ueber das Antlitz der Gräfin flog ein neuer Zug von Misvergnügen. Aber sie mochte es nicht für

gut halten, diese Regung auszusprechen in Gegenwart des Zöglings dieser Gouvernante, die so selbstbewußt auftrat.

Mama, fuhr Bertha unterdeß zu plaudern fort, sie hat wunderschöne Sachen; denk' dir, vier seidene Kleider, ganz schwer, und die Wäsche ist feiner wie die Edwinens und meine, und die Unterröcke sind alle gestickt, so schön, du glaubst es gar nicht — und feine Spitzentaschentücher von Battist; in dem einen habe ich eine Krone in der Ecke gestickt gesehen, denk' dir, Mama, eine Krone. Ist das nicht lächerlich?

Backfisch! sagte Achatz hier mit vergnügtem Gesichte. Es ist doch wirklich eine Freude, zu sehen, wie das seine Natur entwickelt!

Wo ist Edwine? fragte die Gräfin.

Im Garten mit Gundobald Burghaus.

Und ist Boto nicht bei ihnen?

Nein, Boto macht sich am Wasser mit seinem Hunde zu schaffen.

Die Gräfin erhob sich und verließ das Zimmer. Einen Augenblick nachher trat sie, in ein graues Umschlagetuch gehüllt, die Stufen hinab, welche an der Hinterseite des Schlosses aus dem Gebäude in den Garten führten, das heißt in die kleine Parkanlage, die vorzugsweise der „Garten" genannt wurde;

die eigentlichen Gemüse- und Obstgärten lagen rechts und links vom Schlosse.

Sie schritt langsam einen der gewundenen Pfade hinab zu einem großen, mit Schlingpflanzen bedeckten Pavillon aus leichtem Holzgegitter. Bertha hatte recht gehabt. Sie fand ihre Tochter Edwine da auf der Bank von zierlichem Gußeisen und ihr gegenüber Gundobald Burghaus. Schon von weitem hatte sie Edwinens helles Lachen gehört und Gundobald's tiefe Stimme dazwischen. Gundobald's tiefe Stimme setzte gewöhnlich nur zu irgendeiner trockenen, humoristischen Bemerkung ein, und diese Bemerkungen hatten die besondere Kraft, Edwinens Lachen hervorzulocken. Edwine war überhaupt eine Natur, der das Lachen näher stand als das Weinen — Graf Achatz hatte ihr als Devise eine Sonnenuhr gegeben mit der Umschrift: „Sie zählt nur die heitern Stunden."

Die Gräfin warf einen forschenden Blick auf die Züge der jungen Leute, nahm aber nichts darin von dem wahr, was sie vielleicht argwöhnte — oder hoffte! Edwine blickte zu ihr mit großer Ruhe auf und sagte:

Gut, daß du kommst, Mama, und mir hilfst — Vetter Gundobald macht mir eben wieder auf seine Weise mit lauter Grobheiten den Hof; du glaubst es

gar nicht, wie ungezogen er ist — es ist gar nicht auszuhalten mit ihm!

Glauben Sie es nicht, liebe Gräfin, versetzte Gundobald; Sie sehen, Edwine hat es bisjetzt sehr gut ausgehalten, und eine junge Dame ist immer damit einverstanden, wenn man ihr den Hof macht, und hüllte man den ihr süß schmeckenden Kern auch in die bitterste Schale.

Von einem Kern habe ich nichts gemerkt in all dem, was Sie reden, Gundobald, aber viel, sehr viel Schale!

Und Schales, wollen Sie sagen.

Vielleicht!

Das war nur zartfühlende Rücksicht für Ihr heiteres Gemüth, Cousine Edwine, fuhr Gundobald fort. Ihr Gemüth gleicht so sehr einem glatten See, der, von keinem Affect gekräuselt, in stillem Frieden daliegt, daß man sich versündigte, wenn man schwere Kerne hineinwürfe, die seine glatte Stille zerstörten. Die Schalen aber schwimmen friedlich auf seiner Oberfläche.

Ich danke Ihnen für Ihren See, der nur leere Schalen trägt! Ist es nicht impertinent, Mama?

O, ich weiß sehr gut, daß eine junge Dame wie Sie nicht mit einem solchen poetischen Vergleiche zu-

frieden ist! Sie wollen durchaus mit dem verglichen sein, was auf dem See schwimmt. ...

Mit den Schalen doch nicht gar?

Nein, mit den Schwänen!

Nun hört auf mit euern Neckereien, sagte hier die Gräfin Edern, welche bisher diesem Geplauder, ohne durch eine Miene ihre Theilnahme dafür zu verrathen, zugehört und sich neben Edwine gesetzt hatte. Ich denke, du gehst einmal hinein und siehst, ob der Vater nicht wünscht, daß du ihm vorspielst; er ist ganz allein im Wohnzimmer. Ich habe mit Vetter Gundobald zu reden.

Edwine erhob sich und ging, während über Vetter Gundobald's Gesicht eine leise, kaum merkbare Wolke des Verdrusses flog. War es, weil Edwine ging, oder weil Gräfin Edern ein Gespräch unter vier Augen in Aussicht stellte und diese Aussicht ihn nicht mit dem Gefühle der Behaglichkeit erfüllte? Behaglich konnte ihm wenigstens nicht der forschende Blick sein, den sie auf seine Züge heftete — diese Züge, die nicht schön, aber eigenthümlich anziehend waren. Gundobald Burghaus hatte eine schöne, ausgebildete, Geist verrathende Stirn; unter der Stirn lagen ein paar langgeschlitzte, dunkelgraue, schwärmerische, schwermüthige Augen, deren Blick zu Zeiten einen wahren

Zauber ausübte. Aber seine Nase war „gewöhnlich“, der Mund, welcher beim Lachen viel zu sehr Zähne und Zahnfleisch sehen ließ, geradezu unschön und das Kinn unbedeutend und wenig entwickelt. Es lag eine auffallende Disharmonie in diesem Antlitz zwischen dem obern und dem untern Theile des Gesichts. Wenn Gundobald schwieg oder ernsthaft und leise sprach, wie er es konnte, so herrschte der obere Theil vor, und man konnte ihn schön finden; leider zog er es gewöhnlich vor, nicht ernsthaft zu reden, sondern in trockenen Späßen. In seinem Wesen war überhaupt selten etwas zu verspüren von jener Schwermuth, die in seinen Augen lag, außer wenn er zuweilen sich in selbstironisirenden Klagen über seine Hülflosigkeit und Unbrauchbarkeit zu praktischen Dingen erging.

Lieber Gundobald, sagte die Gräfin, als Edwine aus dem Gehörkreise war, Sie haben da eben für Edwine kein ganz passendes Bild gebraucht; sie ist kein stiller, träumend daliegender See, sondern innerlich bewegter, als es Ihnen scheinen mag. Aber bleiben wir immerhin bei Ihrem Vergleiche. Ich denke, Sie haben nun hinreichend lange am Ufer dieses Sees gestanden, um zu bewirken, daß sich Ihr Bild darin spiegelt.

Mein — Bild? sagte Gundobald Burghaus erschrocken.

Verwundert Sie das?

In der That, gnädigste Tante!

Das ist merkwürdig — wenn ein junger Mann so lange einem Mädchen den Hof macht, so kann er von der natürlichsten aller Folgen nicht überrascht sein.

Aber ich lebe ja in fortwährendem Hader und kleinem Kriege mit meiner gnädigsten Cousine! rief Gundobald in einem Tone, der keineswegs eine freudige Ueberraschung ausdrückte. Und woraus schließen Sie...?

Ich merke schon, weshalb Sie so sehr den Ueberraschten spielen, mein schlauer Vetter, antwortete die Gräfin mit einem Lächeln, das ihren Zügen etwas zu Ungewohntes war, um sich anders als ein wenig gezwungen darauf einzustellen: ich soll Ihnen schöne Dinge sagen und schildern, wie lebhaft der Eindruck ist, den Ihre Liebenswürdigkeit auf Edwine gemacht hat.

Wahrhaftig, das ist mir im Traume nicht eingefallen, rief Gundobald aus. Bisher hat das ganze Geschlecht der jungen Damen wenig anderes gethan, als sich über mich moquirt, mich gefoppt und auf-

gezogen — und ich, nun, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich habe wenig anderes gethan, als ihnen schlechte Späße vorgemacht, in der Voraussetzung, daß wenig anderes mit ihnen anzufangen sei . . . beim Himmel, meine liebe Tante, Sie täuschen sich, Edwine lacht, just so wie die andern auch, über meine Späße.

Die Gräfin schüttelte sehr ernst den Kopf. Lassen wir Ihre Späße jetzt beiseite, Gundobald, ich komme, um ernst mit Ihnen zu reden. Die Aussichten, welche Ihnen heute Böhmer eröffnet hat, geben Ihnen vielleicht die Mittel, eine Frau mit den Ansprüchen, welche Edwine zu machen berechtigt ist, zu ernähren; Sie und Edwine sind sich nahe genug getreten, um mich jetzt die nächstliegende Folgerung ins Auge fassen zu lassen, und das wollen wir in diesem Augenblicke recht vernünftig thun. Ich muß offen mit Ihnen reden, weil Sie Andeutungen, die ich Ihnen früher schon machte, nicht verstehen wollten...

Ich weiß wirklich nicht...

Andeutungen, die darauf hinausgingen, daß Sie zurückkehrten zu dem Glauben, den die Ahnen Ihrer Mutter bekannten...

Ach... weshalb davon reden!

Widersteht Ihnen der Gedanke so sehr?

Er muß mir, meine ich, mehr wie jedem andern widerstehen, sagte Gundobald mit melancholischem Kopfschütteln; meine Mutter hat um des confessionellen Haders willen gelitten, viel gelitten — jetzt gebieten mir meine Ehre und das Andenken an meine arme, verstorbene Mutter, in diesem Punkte fest zu sein.

Ich glaube nicht, Gundobald, versetzte die Gräfin, daß Sie recht haben, in diese ernste und wichtige Frage das oft so nichtige und nach leerem Vorurtheile bestimmte Ding, was ihr Männer Ehre nennt, hereinzuziehen. Viel eher könnte ich von meiner Ehre reden, die mich zwingt, wie eine Mutter für Sie zu sorgen.

Gewiß, gnädigste Tante, Sie meinen es gut, und das fühle ich mit tiefer Dankbarkeit...

Ich meine es gut mit Ihnen, Gundobald, ja, aber ich darf es bei der bloßen Meinung nicht lassen — ich muß durch die That für Sie sorgen. Ihr Großvater hat meinem verstorbenen Bruder das Vermögen vermacht, als dessen Erbin die Welt Ihre Mutter betrachtete; von meinem Bruder ist es auf mich übergegangen — Sie also sind enterbt um unsertwillen — glauben Sie, daß dieses Verhältniß mich nicht drückte, nicht so lange drückte, bis ich mir sagen kann, daß es mir gelungen ist, eine Aus=

gleichung bewirkt zu haben, welche nach menschlicher Voraussicht Ihr zukünftiges Lebensglück verbürgt? Nehmen Sie Edwinens Hand unter den Bedingungen, unter denen allein ich sie Ihnen gewähren kann.

Aber, liebe Tante, ich bin überzeugt, daß Edwine mich nicht liebt!

Lassen Sie das meine Sorge sein!

Mir, denk' ich, muß sie doch noch näher liegen, diese Sorge! antwortete Gundobald.

Haben Sie sie gefragt?

Nein, und solange ich so denke, wie ich heute denke, solange ich so gegen Edwine fühle, wie ich heute fühle, solange ich nur die Cousine, die gute Freundin, meinethalb die Schwester in ihr sehe, werde ich es nie über mich gewinnen, sie zu fragen.

Sie sind in sehr widerspenstiger Stimmung heute, Gundobald! versetzte sehr unwillig die Gräfin.

Ich fürchte, erwiderte Gundobald, in dieser Angelegenheit werden Sie mich immer in derselben Stimmung finden!

So haben Sie eine andere Neigung?

Eine andere Neigung? fragte Gundobald wie zerstreut. Ich gebe Ihnen mein Wort, liebe Tante, daß mir noch nie eingefallen ist, ich könnte eine Neigung haben!

Dann werden Sie sich besinnen, Gundobald!

Aufrichtig gesagt, liebe Tante, es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich wüßte, daß Sie diese Hoffnung nicht hegten!

Die Gräfin Edern war nicht gewohnt, einen so entschiedenen Widerspruch bei dem, was sie verfügte und anordnete, zu finden. Es war ihr nicht möglich, die innere Erregung, in welche sie gerieth, zu verbergen, und so sagte sie sehr hart:

Sie wissen nicht, was Sie reden, Gundobald, noch können Sie ermessen, um was es sich bei der ganzen Sache für Sie handelt. Aber Sie sollten klug genug sein, wenn jemand, der dies ermessen kann und überschaut, Ihnen einen Rath gibt, diesen Rath wenigstens zu überlegen. Es handelt sich darum, für das, was Ihre Aeltern gelitten haben mögen, Ihnen einen Ersatz zu gewähren, der groß und reich ist, und ich stehe Ihnen nahe genug, um sagen zu können: ich will und dulde nicht, daß Sie diesen Ersatz ausschlagen. Das Verhältniß, worin ich zu Ihrer Mutter stand, gibt mir die Pflicht, Sie von thörichten Handlungen zurückzuhalten.

Jenes Verhältniß, sagte Gundobald verwundert, war, soviel ich weiß, nicht so, daß wir Freundschaftspflichten daraus herfließen sehen könnten.

Pflichten der Freundschaft, nein, versetzte Gräfin Edern trocken — aber andere.

Die können wenigstens nichts mit meinem Bekenntniß zu thun haben, erwiderte Gundobald.

Doch, versetzte die Gräfin; nach den Verhältnissen unserer Familie ist Ihre Rückkehr zu uns eine Vorbedingung bei dem, was ich für Sie thun werde, und eine unerläßliche. Sie werden den Ehrenpunkt, den Sie in der Sache sehen, nicht lange festhalten, ich bin davon überzeugt; denn es ist das keine vernünftige und eines denkenden, gewissenhaften Mannes würdige Rücksicht, wenn es sich um sein Glück in dieser und jener Welt handelt. In religiösen Dingen muß die Ehre schweigen. Wenn Sie mir gesagt haben, daß Sie zu dieser Einsicht gekommen, und wenn ich sehe, daß Sie einer eingehenden Besprechung der Sache selbst zugänglich sind, werde ich Ihnen Weiteres sagen — ich sehe da eben Bertha mit der neuen Gouvernante kommen.

Bertha und die neue Gouvernante kamen in der That auf den Pavillon zugeschritten. Gundobald aber stand auf und sagte, er wolle sehen, wo Boto sei — es drängte ihn, aus der Nähe der gebieterischen Dame fortzukommen und sich im stillen die seltsamen Eröffnungen zu überdenken, welche sie ihm gemacht

hatte. Im Fortgehen warf er einen Blick auf die neue Gouvernante — die Erscheinung derselben schien ihn zu fesseln; er wandte sich plötzlich zu ihr herum, und wie in einem seiner spaßhaften Anfälle sagte er lächelnd:

Mein Fräulein, sagen Sie mir, was halten Sie von einem Manne, der den Glauben seiner Väter verläßt?

Anna Morell sah ihn groß und verwundert an und blickte dann zur Gräfin hinüber.

Mein Vetter Burghaus, sagte diese vorstellend und mit einem strafenden Blicke auf Gundobald.

Gundobald Burghaus, fuhr dieser, ohne sich irre- machen zu lassen, lächelnd fort, und jetzt, wo ich Ihnen regelrecht vorgestellt bin, darf ich wol eine Frage an Sie richten und Sie dürfen mir eine Ant- wort geben, Fräulein! Also ... was halten Sie davon!

Anna hatte sich unterdeß gefaßt nach der plötzlichen brüsken Weise, wie Gundobald sie mit seiner Frage überfallen hatte; sie sah in sein so lächelnd und doch mit einem so eigenthümlich schwermüthigen Blicke ihr zugewandtes Gesicht und antwortete deshalb jetzt unbefangen:

Ich sage Ihnen meine Meinung darüber gern, weil solche Fragen ja öfter an uns herantreten. Ich

denke, die Religion soll eine Jakobsleiter sein, auf der wir in den Himmel steigen müssen und auf welcher der eine rascher und eifriger, der andere träger und langsamer steigt. Wenn nun jemand es zweckmäßig findet, seine Leiter wieder hinabzusteigen, um auf einer andern ganz von neuem anzufangen, dann bekennt er doch wol dadurch, daß er bisher noch nicht sehr eifrig gestiegen und nicht sehr hoch gekommen ist, sonst würde er sich nicht so leicht entschließen, das auf seiner Leiter Gewonnene im Stich zu lassen!

So ist's! rief Gundobald aus — Sie haben da etwas gesagt, Fräulein, das ich — mir gesagt sein lassen will!

Damit eilte er fort und verschwand hinter einer der Gebüschpartien.

Sie müssen sich über Vetter Gundobald's Manieren nicht wundern, liebes Fräulein, sagte die Gräfin mit einem süßsauern Lächeln — er hat zuweilen etwas seltsame Einfälle. Sie thaten recht, seine Frage nicht ernster zu nehmen, sondern sie so scherzhaft zu beantworten, obwol ich sonst Scherze über so ernste und wichtige Fragen nicht liebe.

Anna fand für gut, diese Bemerkung schweigend hinzunehmen und zu dem überzugehen, wozu sie gekommen: der Gräfin ihre Ansicht mitzutheilen, daß

einige der Lehrbücher Bertha's gegen andere vertauscht werden müßten, welche sie für besser und vernünftiger eingerichtet hielt als die bisherigen, die bei Bertha's Unterricht benutzt waren.

Ich habe unter den Büchern der beiden jungen Comtessen einige gefunden, setzte Anna hinzu, die ich überhaupt nicht in Bertha's Händen sehen möchte. Die gläubige Begeisterung wird darin sehr bissig, zuweilen flegelhaft und die Gottesfurcht außerordentlich grob. Wir haben Schriftsteller, welche mir den Eindruck von Meßknaben machen, die sich in ihren weißen Chorhemden als Straßenbuben vor der Sakristeithür balgen!

Die Gräfin zuckte die Achseln.

Es gibt Gegner, antwortete sie, gegen welche das Schwert eine zu edle Waffe ist und eine gröbere Wehr noththut!

Die Gouvernante unterdrückte bescheidentlich den Widerspruch, den sie auf der Zunge hatte, und ging zu einzelnen der Lehrbücher über. Die Gräfin sagte ihr, daß sie freie Hand darin habe, welche sie anschaffen wolle, nur wünsche sie selbst sie vorher anzusehen. Dann erhob sie sich und schritt allein in den jetzt von der hereinbrechenden Nacht in Dämmerung gehüllten Garten hinein. Sie ging langsam und in

Gedanken verloren, wie es schien; zwischen den Gebüschen durch und an den Rasenflächen entlang schritt sie dem Ende der Parkanlage zu, das heißt hinab an das Ufer des kleinen Flusses, der, von Haus Gohr herkommend, aus dem Walde kurz oberhalb Edern in einen Wiesengrund trat und dann den Garten von Haus Edern begrenzte. Sie kam an die Landestelle, wo gewöhnlich ein paar Boote lagen — eins fehlte heute, wie die Gräfin mit einer Miene von Unzufriedenheit wahrnahm; sie schritt noch einmal den Garten hinauf, dann wieder hinab — jetzt hörte sie Ruderschläge flußaufwärts und blieb stehen — nach kurzer Zeit kam um die nächste Biegung herum der Kahn angeschossen. Boto saß darin.

Du hier, Mama? sagte er ein wenig überrascht. Fürchtest du die Nachtluft nicht, daß du so spät noch im Garten bist?

Dabei sprang er aus dem Kahne, befestigte ihn an seiner Kette und wischte den Schweiß von seiner durch die Anstrengung gerötheten Stirn.

Wo warst du? fragte die Gräfin.

Ich habe das Heu auf den großen Wiesen untersucht, ob es zum Einfahren trocken ist — Christian soll morgen damit beginnen.

Es ist gut, sagte die Gräfin — komm, gib mir

deinen Arm, ich habe mit dir allerlei zu überlegen... oder bist du zu erhitzt?

Boto gehorchte, ohne die Frage der Mutter zu beantworten, und schritt mit ihr dem Schlosse zu.

Ich habe, fuhr die Gräfin Edern fort, soeben mit Gundobald ein ernstes Gespräch gehabt und will dir den Inhalt mittheilen, damit du deinen Einfluß auf ihn gebrauchst, um ihn rasch dahin zu bringen, wo ich ihn zu sehen wünsche. Gundobald ist nun bald ein Jahr lang in seiner Stellung hier in unserer Nähe und seitdem verbringt er fast ebenso viele Stunden in unserm wie in seinem Hause in der Stadt. Es wird Zeit, daß er Ernst macht ...

Ernst — womit? fiel Boto ein.

Du fragst womit? Ich meine, wenn man so lange Zeit einem jungen Mädchen den Hof macht und bei allen Leuten die Voraussetzung erregt, daß man sich um sie bewerben wolle...

Gundobald... um Edwine? sagte Boto ein wenig verwundert.

Ueberrascht dich das?

Du hast recht, Mama, es sollte mich nicht überraschen, dich solche Wünsche aussprechen zu hören. Wenn ich denke, wie du Gundobald zu uns herangezogen hast, obwol er anfangs, als er in diese

Gegend kam, sich der Verwandtschaft mit uns gar nicht zu entsinnen schien und nicht einmal einen Besuch bei uns machte — und wie du dann seinen Verkehr mit Edwine immer mit zufriedenem Auge beobachtet hast, so darf es mich nicht überraschen.

Du kannst hinzusetzen, sagte die Gräfin trocken, daß ich es war, welche in der Hauptstadt erwirkte, daß man Gundobald in unsere Gegend schickte.

In der That — und davon sagtest du mir nichts?

Es war die Zeit nicht, zu reden. Diese Zeit ist jetzt gekommen und — sie drängt! Gundobald muß sich mit Edwine verloben, und um es zu können, muß er übertreten; ich habe ihm das soeben geradezu angekündigt und namentlich in Beziehung auf den letztern Punkt einen größern Widerstand gefunden, als ich erwartete. Ich bedarf deiner, diesen Widerstand brechen zu helfen.

Aber, Mama, rief Boto aus, verzeihe mir, wenn ich dir sage, daß ich dich in all dem, was du da sprichst, gar nicht wiedererkenne!

Und weshalb nicht? Hab' ich je mit einem festen Vorsatze oder Wunsche hinter dem Berge gehalten?

Ich will nicht sagen, daß du nicht immer offen deine Willensmeinung bekannt. Und was du gewollt,

hast du auch immer zu erreichen gewußt; aber du hast auch, scheint mir, immer nur klug und besonnen das zu Erreichende gewollt. ...

Und will ich jetzt etwas nicht Erreichbares?

Ich behaupte das nicht; nur möchte ich behaupten, daß sich dies nicht auf dem Wege, den du eingeschlagen hast, erreichen läßt.

Bei einem so harmlosen, oberflächlichen und der Leitung bedürftigen Menschen wie Gundobald? Wahrhaftig, so viel kenne ich die Menschen, um zu wissen, wo es der Diplomatie bedarf und wo nicht!

Gewiß, Mama, du kennst die Menschen — aber sagt dir deine Menschenkenntniß, daß Gundobald nicht auch hartnäckig sein und auf irgendeinem bestimmten Dinge nicht fest bestehen könnte? Und sagt sie dir ferner, daß Gundobald's Verkehr mit Edwine eine keimende oder schon entwickelte Neigung andeute? Glaubst du, daß unter ihren Neckereien und Späßen irgendetwas davon sich verstecke? Und ganz zuletzt — und das ist es hauptsächlich, weshalb ich sagte, ich kenne dich nicht wieder, liebe Mama —, glaubst du nöthig zu haben, für Edwine einen Mann zu suchen, dir einen Schwiegersohn förmlich zu pressen? Ich meine doch, nach der Ehre, eine Comteß Edern heimzuführen, geizen junge Männer genug im Lande —

und ich muß dir gestehen, ich fühle nicht die allermindeste Lust, in Unterhandlungen mit Gundobald zu treten, welche ihn berechtigen könnten, mir nachzusagen, ich hätte ihn mit meiner Schwester verkuppelt!

Das ist ein völlig berechtigter Stolz, lieber Boto — ich räume dir ein, daß dir mein Verfahren deshalb seltsam erscheinen muß — aber — komm, wenden wir noch einmal.

Sie waren am Schlosse angekommen und wandten sich, um durch die dunkler werdende Dämmerung noch einmal in der Richtung nach dem Flusse hinabzuschreiten.

Aber, fuhr die Gräfin fort, ich habe dir mehr noch als das zu sagen. Ich bin gezwungen, mir nicht nur einen Schwiegersohn, sondern auch eine Schwiegertochter zu wählen, welche ich unter andern Umständen vielleicht nicht gewählt haben würde.

Eine Schwiegertochter? rief Boto äußerst überrascht aus.

So sagt' ich, antwortete die Gräfin ruhig; bitte, sprich nicht so laut, es ist nicht nöthig. Eine Schwiegertochter, sagt' ich, und zwar eine, gegen die du sicherlich nichts einzuwenden haben wirst — Hermine von Gohr ist es.

Hermine! rief Boto trotz der Warnung seiner Mutter mit demselben Tone lauter Verwunderung.

Du bist entzückt, daß ich so den Wünschen deines Herzens entgegenkomme, nicht wahr? Nun ja, es kann nichts freudiger für mich sein, als daß ich deine Neigung zu Hermine, die mir nicht entgangen ist, so ganz Hand in Hand schreiten sehe mit den Interessen unsers Hauses.

Boto war wie vollständig aus den Wolken gefallen stehen geblieben.

Mit den Interessen unsers Hauses meine Neigung für Hermine? Und was weißt du von meiner Neigung für Hermine?

Glaubst du, ein Mutterauge blicke da nicht klar und scharf? Sehe ich nicht immer, wie ihr euch sucht, wie lebhaft eure Unterhaltungen sind, höre ich nicht, wie Hermine stets dem müßigen Gundobald deine praktische Thätigkeit zum Muster aufstellt?

Mama, es scheint, du hörst und siehst eben alles — aber auch wol mehr, als was ist. Es ist vielleicht möglich, daß es schien, ich mache Hermine den Hof — etwa so wie Gundobald Edwine — wir sind beide praktische Naturen — das führt uns zusammen —, aber Hermine meine Frau — wahrhaftig, ich habe nie daran gedacht, — Hermine hat, besitzt nichts, gar

nichts, und zu einer Ehe in unserer Lebensstellung gehört mehr als blos die Neigung der Herzen — vorausgesetzt, sie wäre da!

Ja, ja, sagte die Gräfin Edern nachdenklich; du magst darin recht haben. Auch will ich dir durchaus nicht verschweigen, daß es mir lieber wäre, dich irgendeine Erbtochter oder eine Fürstin zum Altar führen zu sehen. Aber — was ist daran zu ändern — die Verhältnisse fordern nun einmal eine Verbindung zwischen uns und diesen Gohrs, und danach muß ich wünschen, daß du dich um Herminens Hand bewirbst. Um dir nichts zu verschweigen: es gibt ein Papier — ein einziges, jämmerliches Schriftstück von wenig Blättern, das unsere ganze Existenz bedroht, das alles, was wir haben, einem andern in den Schos werfen kann.

Du erschreckst mich, Mama!

So ist es, Boto!

Aber welches Papier, ich bitte dich?

Ein Papier, welches nebendem meinen Ruf, meine Ehre vor der Welt vernichten würde; ein abscheuliches, gottloses, von Abfall und Verrath am Heiligsten eingegebenes, von einem Wahnsinnigen in einer Stunde böser Tücke aufgesetztes Blatt!

Mein Gott, was kann das sein?

Verlange nicht, daß ich dir das näher erkläre, daß ich dir ein Wort mehr über diese ganze unselige Sache, die uns bedroht, sage, als es durchaus nothwendig ist. Wenn du wüßtest, was es mich kostet, dir so viel zu sagen, würdest du nicht in mich dringen, dir mehr zu sagen. Du mußt dir daran genügen lassen, daß ich dir sage: es ist möglich, daß dieses Schriftstück in rechtsgültiger Weise nicht mehr existirt, es ist jedoch ebenso möglich, daß es vorhanden ist. Für das eine wie für das andere sprechen gleich viele, gleich gewichtige Gründe. Ist aber das letztere der Fall, so liegt das Papier im Gewahrsam des geistlichen Raths Zander, der es an einem bestimmten, nicht mehr fernen Tage überreichen muß.

Ueberreichen ... wem?

Einem andern, der Erbe würde ...

Erbe dessen, was du vom Onkel Nesselbrook hast, ... das heißt unsers ganzen Vermögens ...?

Unsers ganzen Vermögens, so ungefähr — ja!

Und dieser Erbe würde ... doch nicht er, Gundobald?

Wer anders als Gundobald! Ja, Gundobald erhielte alles, denn was von deines Vaters Stammvermögen noch da ist, das ist nur da, weil ich es mit der Erbschaft Nesselbrook's freigemacht, sozusagen

zurückerkauft habe! Du siehst, wir wären vollständig ruinirte Leute... und ich kenne nur Einen Weg, dem vorzubeugen!

Eine Verbindung zwischen mir und Hermine, zwischen Gundobald und meiner Schwester?

Ja — Zander liebt Hermine wie seine leibliche Tochter. Sie allein kann ihn bestimmen, jene Blätter uns auszuliefern, und sie wird ihn bestimmen, wenn sie deine Braut ist, wenn auch Gundobald in unsere Familie eingetreten ist und wenn mit der Auslieferung des Papiers nur Hader und tödliche Feindschaft zwischen Gundobald und der Familie, in die der letztere aufgenommen ward, hervorgerufen würde.

Ich bin von alledem vollständig wie niedergeschmettert! rief Boto aus.

Wir haben noch ein paar Monate Zeit, fuhr die Gräfin, schwer aufathmend, fort — unterdeß wirst du handeln und auf Gundobald wirken.

Beide gingen eine kurze Strecke schweigend nebeneinander.

Wenn die Sachen so liegen, sagte dann Boto, hast du allerdings recht, liebe Mama — aber ich sehe dann nicht ein, weshalb du die Sache mit Gundobald schwieriger und verwickelter machst, indem

du von ihm etwas verlangst, wozu er sich niemals entschließt?

Und würdest du das nicht verlangen?

Allerdings — ich würde es in hohem Grade wünschenswerth finden — aber darauf bestehen, wo es so nöthig ist, daß Gundobald überhaupt nur Edwinens Gatte wird, würde ich dann nicht, wenn es eine Klippe zu werden drohte, an welcher der ganze Plan scheitern könnte.

Ich aber muß darauf bestehen, sagte die Gräfin kurz. Du wirst das später einmal einsehen, daß Ich Edwine keinem, der ein anderes Bekenntniß hat als wir, zum Weibe geben kann, das ist unmöglich!

Unmöglich? Du denkst doch sonst von diesen Dingen bei dir ganz im stillen nicht so streng, als du der Welt, der man ja sein Inneres nicht zu offenbaren braucht, zu zeigen Gründe hast.

Ich denke in diesem Punkte nicht nach der Logik der Vernunftgründe, sondern nach der Logik der Thatsachen, lieber Boto — wenn dir einmal diese Thatsachen enthüllt werden, wirst du einsehen, wie logisch ich denke. — Aber da sind wir wieder am Hause angekommen, fuhr sie fort. Ich will hineingehen, denn es wird kühl. Ich bin ohnehin für heute zu Ende. Du hast genug gehört, um zu wissen, wie

du handeln mußt. Bei Gundobald habe ich geltend gemacht, daß die Aussicht, die ihm der Baron Chevaudun eröffnet, ihm jetzt verstatte, seinen häuslichen Herd zu gründen, und daß seine Persönlichkeit auf Edwine Eindruck gemacht habe. Du kannst das andere, daß ich freie Herrin meines Vermögens, daß unser Besitz kein Fideicommiß sei, daß Edwine, wenn sie die Seine werde, auf ein ganzes Drittheil unsers Vermögens rechnen dürfe, geltend machen.

Ist das dein Ernst, Mama? sagte Boto, in hohem Grade betroffen.

Gewiß — wenn du jemals anders darüber gedacht hast, so muß ich dir leider diese Voraussetzung zerstören. Wie die Dinge liegen, kann ich für Gundobald Burghaus nicht weniger thun. Edwinens Recht ist aber auch Bertha's Recht.

Wäre es nicht in dem Hausgange, in den sie eingetreten, so tief dunkel gewesen, so hätte die Gräfin Edern auf dem Gesichte ihres Sohnes die Miene der äußersten Ueberraschung, und zwar einer Ueberraschung der unangenehmsten Art wahrnehmen können. Jetzt sah sie diese Miene nicht, aber wenn sie sie auch gesehen, Boto hätte wenig dabei gewonnen; die Gräfin war nicht gewöhnt, viel Rücksicht darauf zu nehmen, ob die Willensmeinungen und Urtheile, die

sie aussprach, Ueberraschungen bei andern hervorriefen oder nicht.

Nachdem Boto die Flügelthür, welche in das Wohnzimmer führte, vor seiner Mutter geöffnet, trat er selbst zurück und ging raschen Schrittes die Treppe nach oben hinauf, wo er sein Arbeitszimmer aufsuchte. Ein Diener kam ihm nach, um ihm Licht anzuzünden, aber Boto sandte ihn herrisch fort — der junge Graf wollte allein sein und bedurfte des Lichtes nicht — er ging, die Hände auf dem Rücken und leise Worte murmelnd, heftig auf und ab.

Das sind Eröffnungen! sagte er. Und das hat die alte Frau alles bis auf diese Stunde still mit sich herumgetragen! Ob mein Vater etwas davon ahnt? Ganz gewiß nicht! Er gäbe gewiß nicht zu, daß Edern nicht immer ein Fideicommiß gewesen, daß es nicht ganz und ungetheilt auf mich komme, daß es unter Schwestern verzettelt werden solle! Ich begreife die Mama nicht! Sich dazu aus Angst vor solch einem verwünschten Papier bestimmen zu lassen! Liebe Mama, du hast viel durchgesetzt in deinem Leben — aber diese Idee, daß ich theilen soll, mit einem Paar Schwägern theilen — die schlage dir aus dem Sinne, daraus wird nichts, so wahr ich Boto heiße! Uebrigens ist so viel richtig, ihr Plan, das Papier

unschädlich zu machen, wenn es wirklich so fürchterlich sein sollte, ist gut. Aber ist es denn nöthig, daß ich deshalb ein blutarmes Fräulein wie diese Hermine heirathe? Mit der spielt man in der ländlichen Stille hier wol einen kleinen Roman — aber heirathen! Denkt denn die gute alte Frau gar nicht daran, daß ich zu meinen Unternehmungen Geld, viel Geld bedarf? Stellt sie mich etwa in Eine Reihe mit einem Gundobald, der sich einen häuslichen Herd gründen mag auf die paar tausend Thaler hin, die ihm Chevaudun's Unternehmung verspricht? Sie sollte mich doch besser kennen, die gute Mama, um zu wissen, daß ich nicht der Mann bin, mich mit einem schmalen Drittheile meines väterlichen Erbes zu begnügen und dabei in rührender Schwärmerei ein im Verborgenen blühendes Veilchen wie Fräulein Hermine zu freien — und das alles um dieses verdammten Papiers willen, das wie ein richtiges Komödientestament aussieht! Aber fürs erste will ich ihr folgen — Gundobald ist mir als Schwager ganz recht; es könnte keinen bessern, friedfertigern geben. Und das Papier werde ich schon bekommen — Fräulein Hermine soll sich in der nächsten Zeit nicht über mich zu beklagen haben!

Fünftes Kapitel.

Die wandernde Besserungsanstalt.

Es war am Nachmittage des folgenden Tages, als auf dem kleinen Flusse, der die Gartenanlagen hinter Haus Edern abgrenzte, ein Boot abermals sich dem Anlandeplatze näherte. Es kam von aufwärts herunter. Dankmar von Gohr war es, der die Ruder führte, und auf der schmalen Bank hinter ihm saß seine Schwester Hermine. Der geistliche Rath, welcher im Bunde der beiden Geschwister gewöhnlich der dritte, war nicht bei ihnen; er besuchte überhaupt Haus Edern nicht. Er gab vor, er fürchte, daß die Gräfin mit ihm über theologische Fragen sprechen und daß er sich einer in dem Fache so gründlich gelehrten Dame gegenüber dann schmählich bloßstellen werde. Dabei blinzelte der alte Mann dann sehr satirisch mit den Augen, und die Fältchen des Spottes zuckten um seine Mundwinkel; und so viel Hermine ihm versicherte, daß man ihn aufs freundlichste aufnehmen werde und

daß die Frau Gräfin sich jedesmal nach ihm erkundige — er war nicht zu erweichen.

Dankmar reichte, als man gelandet hatte, seiner Schwester die Hand, um ihr beim Aussteigen zu helfen; dann legte er den Kahn fest, und beide gingen dem Hause zu. In der Nähe des Pavillons angekommen, sahen sie Gundobald auf sich zuschreiten; er kam mit einem Buche in der Hand, das er unter dem Pavillon schien lesen zu wollen. Als er die Geschwister sah, trat er mit erhellter Miene an sie heran.

Wie liebenswürdig, daß Sie uns zu besuchen kommen, sagte er fröhlich; nun habe ich doch den schönsten Vorwand, mich diesem angenehmen Studium zu entziehen, zu dem mich die Gräfin-Tante eben in den Pavillon schickt, wie einen Tertianer, der sein Silentium halten muß!

Ah! versetzte lachend Dankmar, gewiß ein Handbuch der Bankwissenschaft — die Gräfin hält Sie an, sich ein wenig mit Wechselcursen und derartigen Dingen bekannt zu machen — welche Fürsorge für den jungen Bankdirector!

Die Fürsorge wird gewiß nicht überflüssig sein, fiel Hermine ein — denn ich wette, Sie verstehen gar nichts von der Sache!

Das Buch handelt gar nicht von Wechselcursen.

Einerlei — Sie können aus jedem lernen.

Sie sind immer der Ansicht, daß ich noch viel lernen müsse, das weiß ich, entgegnete Gundobald schmollend — ich glaube, wenn Sie zu befehlen hätten, Sie sendeten mich in die Dorfschule!

In die Dorfschule gewiß nicht! fiel Hermine ein, während man ging, unter dem Pavillon Platz zu nehmen.

Weshalb sagt das Ihre Schwester so boshaft? fragte Gundobald Dankmar. Es steckt eine Bosheit dahinter!

Weshalb eine Bosheit? sagte Dankmar, sich niederlassend. Ich denke, Hermine will sagen, sie würde Sie nicht in die Schule senden, sondern selbst Ihre weitere Ausbildung übernehmen; sie wäre im Stande dazu, denn sie ist eine famose Schulmeisterin, mein liebes Schwesterchen.

Gundobald lachte. Ah bah, so schmeichelhaft war's nicht gemeint! Sie würde an einen so schlechten Schüler ihre Zeit nicht vergeuden. Nein, sagen Sie mir, Fräulein Hermine, welche Bosheit steckte dahinter?

Ich werde mich hüten, es zu sagen! versetzte das junge Mädchen mit einem gewissen scheuen Blicke in Gundobald's Züge.

Also so schlimm war's? Dann hieß es soviel als: Sie sind ohnehin schon viel zu sehr — Schuljunge!

Hermine wechselte leicht die Farbe: ein Ausdruck von Ungeduld und Verletztsein legte sich auf ihre Züge.

War's so? fragte Dankmar.

Ich hätte fast Lust, zu sagen: Ja! versetzte Hermine scharf.

Nun, gewiß war's so! fuhr Gundobald fort. Fräulein Hermine weiß immer mit dem schärfsten Worte zu treffen, wo mir's fehlt, und ich empfinde nie mehr meines Nichts durchbohrendes Gefühl, als wenn sie mich mit einem ihrer Blicke streift und mir damit sagt: welch ein gänzlich untergeordnetes und albernes Menschenkind bist du! Ach, Fräulein Hermine, Sie sollten nicht so streng mit mir umgehen! Was kann ich dafür, daß ich nun einmal alle Welt mir gegenüber verschworen sehe, mich als Souffre-Douleur zu behandeln? Ich füge mich ja auch so geduldig darein!

Das ist recht, Herr von Burghaus, versetzte Hermine mit einem fast zornigen Aufwerfen ihrer Lippen, fügen Sie sich darein; Sie können ja auch nichts daran ändern! Studiren Sie jetzt hübsch in Ihrem Buche da, damit Sie die Kapitel, welche die

Frau Gräfin Ihnen aufgegeben hat, recht gründlich und schnell lernen; wir wollen unterdeß hineingehen. Sie würden sonst Schelte bekommen, daß Sie sich stören lassen!

Hineinzugehen brauchen Sie nicht, denn die Gesellschaft wird sogleich hierher kommen, und etwas anderes studiren als die Frage, weshalb Sie mich immer so schmählich malträtiren, würde ich heute doch nicht können. Dankmar, Ihre Schwester ist wirklich abscheulich gegen mich. Ich habe doch neulich, als die jungen Damen hier mich als Hirten Paris verkleidet hatten, ihr den Apfel überreicht — und das ist der Lohn für mich!

Sie müssen ihr wol als Hirt Paris nicht gefallen haben, sagte Dankmar lachend.

Nicht gefallen? Gefällt man jungen Damen nicht immer, wenn man alles über sich ergehen läßt, was ihre Scherzhaftigkeit aussinnt? Und hatte ich mir nicht eine wundervolle Nachthaube als phrygische Mütze aufsetzen und einen rothen chinesischen Kreppshawl wie die schönste Chlamys umdrapiren lassen?

Sie sahen aus — ganz bedauernswürdig! sagte Hermine — aber ich will in der That hineingehen, um die Gräfin zu begrüßen.

Sie stand auf und ging; Dankmar wollte sie be-

gleiten, aber Gundobald zog ihn auf den Sessel zurück und sagte:

Bleiben Sie noch einen Augenblick bei mir, Dankmar, ich möchte Ihnen etwas sagen — aber vorher sollen Sie mir in der That gestehen: hat Ihre Schwester etwas wider mich, habe ich sie unwissend durch irgendetwas beleidigt, daß ich so in Ungnade bei ihr stehe?

Sie sind doch ein gutmüthiger Mensch, Burghaus, antwortete Dankmar lächelnd und kopfschüttelnd — wenn Sie sich bewußt sind, daß Sie ihr geflissentlich nichts zu Leide gethan haben, so wäre doch das Recht, sich beleidigt zu fühlen, bei Ihnen.

Ja, das ist wahr, fiel Gundobald ein; aber weiß der Henker, wie es kommt, bei all den andern jungen Märchen kümmere ich mich nicht im geringsten darum, was sie von mir denken, aber bei Ihrer Schwester ist es etwas anderes. Ich schätze sie so hoch, sie imponirt mir mehr als alle andern. Wenn ich ihr ins Gesicht sehe, ist mir's oft, als ob...

Nun, als ob?

Gundobald erröthete leicht, dann sagte er rasch: Als ob sie — ich weiß es nicht recht auszudrücken — als ob sie eigentlich noch viel schöner wäre, als sie ist.

Schöner, als sie ist? Das verstehe ich nicht!

Sehen Sie, daß ich's nicht auszudrücken weiß! Nein, nicht schöner, aber räthselhafter, merkwürdiger, innerlich ganz anders, als die andern sind; und ich möchte dann mit ihr ernsthaft reden, so wie Leute reden würden, die ein recht, recht tiefes Gefühl und einen reichen Geist haben; und sie würde, so mein' ich dann, darauf auch so zu mir reden — ganz wunderbare Sachen, die kein Mensch sonst in einem Frauenzimmer vermuthet — es müßte aber erst, damit wir so zueinander reden könnten, etwas ganz Merkwürdiges, Seltsames, Trauriges kommen, das uns verbände. ...

Gundobald's Auge glänzte bei diesen Worten mit seinem ganzen feuchten, eigenthümlichen Schwermuthsausdrucke auf; dann aber verschwand dieser Ausdruck wieder, als er mit herzlichem Lachen hinzusetzte:

Ach, ich schwatze verrücktes Zeug — es ist Unsinn alles — vergessen Sie es, ich weiß recht gut, ein junges Mädchen ist ungefähr so wie das andere; das will sich amusiren, und amusirt sich am meisten, wenn man ihm den Hof macht, und wer das eben auf die lustigste Weise versteht, der hat es. Gehen wir zu ernstern Dingen über.

Nein, bleiben wir bei diesen stehen, Gundobald,

sagte Dankmar, der sehr aufmerksam und mit großem Ernste in das Antlitz seines Freundes geblickt hatte; was Sie eben sprachen, macht mich betroffen, denn ich meine, es könnte mir auch so zu Muthe werden, wenn ich ein Mädchen fände, das...

Das? Reden Sie weiter!

Dankmar blickte zu Boden und beschäftigte sich damit, die Spitze seines Stiefels elastisch vom Tischbeine abschnellen zu lassen; er schien es nicht für gut zu finden, zu sagen, was er dachte, und fuhr nun fort: Wenn Sie bei dem Eindrucke, den Sie mir vorhin geschildert haben, empfinden, es müsse erst etwas Merkwürdiges, Seltsames, Trauriges kommen, um Sie zu einem Verständnisse mit Hermine zu führen, so brauchen Sie sich ja nur in sie zu verlieben — kann Jemanden etwas Traurigeres begegnen? setzte er lächelnd hinzu.

Darin widerspreche ich Ihnen nicht, gab Gundobald lachend zur Antwort.

Aber, sprach Dankmar weiter, ich begreife nicht recht, wie Sie darüber noch klagen können, daß meine Schwester Sie schlecht behandelt!

Das begreifen Sie nicht?

Sie können sich doch selbst sagen, daß Sie just das Umgekehrte von dem thun, was Sie thun sollten,

um ihr näher zu treten. Glauben Sie, man gewänne die Freundschaft eines Mädchens wie Hermine, indem man ihr das Garn beim Aufwickeln hält oder sich als Paris vermummt und ihr einen Apfel schenkt? Sticken Sie ihr doch lieber gleich einen kleinen Teppich oder bieten sich an, ihr beim Bügeln ihrer Spitzentücher zu helfen, lieber Herr Bankdirector!

Ach, Sie glauben...?

Ich glaube, daß zum Beispiel meine Schwester vorhin Ihnen den kleinen Hieb...

Das nennen Sie einen kleinen Hieb? Sie wurde förmlich grob.

Nur deshalb gab, fuhr Dankmar in seinem Satze fort, weil es sie verdrießt, wenn ein Mann ganz ruhig voraussetzt, man wage ihm zu sagen, er sei ein Schuljunge. Sie müssen nicht solche Worte sprechen, Gundobald, es ist nicht hübsch — seien Sie mir nicht böse, daß ich so offen gegen Sie bin, Sie haben meine Ansicht über die Sache verlangt.

Das also, meinen Sie, war's? Aber mein Gott, ich bin ein bescheidener Mensch, rief Gundobald aus; es ist einmal meine Naturanlage, die alle Welt auszubilden sucht!

Es ist eine Eigenschaft, durch die man nicht

immer gefällt und selten etwas erhält, entgegnete Dankmar. Doch da kommen ja die Herrschaften.

Dankmar stand auf, um der Gräfin, die mit Hermine herankam und welcher der Graf Achatz mit Edwine folgte, entgegenzugehen. Während man sich begrüßte, kam auch Boto. Die Gesellschaft nahm unter dem Pavillon Platz und begann über die kleinen Tagesereignisse zu plaudern; ein Diener kam und brachte das Kaffeegeräthe; die Gräfin befahl ihm, auch Comtesse Bertha und ihre Gouvernante herbeizurufen.

Boto hatte sich zu Hermine gesetzt und unterhielt sich mit ihr; Hermine ging sehr ernsthaft auf seine Dampfmühlenanlage ein und that Fragen, als ob die Sache ihr ein großes Interesse einflöße. Gundobald wurde von Edwine an ihre Seite befehligt und mußte ihr zuerst ein Fußbänkchen herbeischaffen und dann aus dem Hause einen Arbeitskorb holen; endlich hatte er ihr ein Muster, das sie aus dem Arbeitskorbe nahm, nachzuzeichnen. Hermine blickte währenddessen von Zeit zu Zeit zu ihm hinüber; sie sah dabei recht ernst aus, es war, als strenge sie sehr ihre Gedanken an, um Boto's eifrigen Auseinandersetzungen zu folgen. Plötzlich aber stand sie auf, trat hinter Gundobald und nahm ihm Papier und Bleistift fort.

Es ist ja schrecklich, wie Sie das machen, und gar nicht anzusehen! sagte sie dabei; geben Sie mir das, es ist Frauenarbeit, ich zeichne so etwas weit besser als Sie.

Gundobald sah sie ganz überrascht an, wie sie leicht erröthend sich abwandte und, auf ihren Platz zurückkehrend, sich an die Arbeit machte.

Welche Gewaltthat! sagte er in klagendem Tone. Sie tyrannisiren mich, Fräulein Hermine; jetzt soll ich nicht einmal mehr Muster zeichnen können! Ich habe es ganz vortrefflich gemacht!

Haben Sie je einen Mann gesehen, der ein Muster zeichnen konnte? versetzte sie, indem sie das Wort „Mann“ betonte.

Sie wissen auch gar nicht, fiel die Gräfin, die bei Herminens gewaltthätiger Handlung betroffen aufgeblickt hatte, ein, ob nicht Edwine mit Gundobald's Arbeit völlig zufrieden ist und sie vorzieht!

Möglich, versetzte Hermine trocken — aber ich verstehe es doch besser.

In der That, sagte Edwine höchst unbefangen, Hermine zeichnet viel zierlicher und genauer.

Das Gespräch wurde durch Anna unterbrochen, die mit Bertha unter den Pavillon trat und von der Gräfin als Fräulein Morell vorgestellt wurde, ohne daß ihr die Fremden genannt worden wären.

Dankmar sprang auf, ihr einen Stuhl herbeizuholen; sie dankte ihm mit einem Blicke, der eine Weile wie betroffen auf seinen Zügen haften blieb. Dann sagte sie, sich niederlassend:

Herr von Gohr? Comtesse Bertha sagte mir soeben, daß Sie so heißen — Ihr Name ist mir nicht unbekannt; ich habe sogar einen kleinen Auftrag in Ihrem Hause auszurichten.

Einen Auftrag — in meinem Hause?

In der That — mir ist gesagt worden, es lebe in Ihrem Hause ein alter Geistlicher, ein Rath Zander.

Ganz richtig, mein alter, verehrter, ehemaliger Lehrer.

Und ihm habe ich einen Brief eines alten Freundes zu bringen, der mich um diese Gefälligkeit bat.

Ich wußte nicht, daß unser alter Herr noch Freunde in der Fremde besitze, welche sich seiner erinnern; er steht ziemlich vereinsamt in der Welt, wenn man nicht seine alten und neuen Poeten, die er fleißig citirt, als seine Freunde gelten läßt; deshalb wird er gewiß sehr erfreut sein!

Die Frau Gräfin, fuhr Anna fort, erlaubt vielleicht, daß ich morgen zu ihm hinübergehe; Bertha sagt mir, daß Haus Gohr nicht weit von hier ist.

Nicht viel über zwanzig Minuten, versetzte Dankmar.

Ihre Erscheinung wird sicherlich ein kleines Ereigniß in dem stillen Leben unsers alten Freundes sein, bemerkte jetzt Hermine, die während des vorigen Gesprächs Anna aufmerksam betrachtet hatte.

Und ich biete mich Ihnen zum Begleiter an, rief hier Gundobald aus, da Sie doch allein den Weg nicht finden würden — das heißt, wenn Fräulein Hermine sich meinen Besuch auf Haus Gohr nicht verbittet.

Wie könnte ich das? fiel Fräulein Hermine ein wenig spitzig ein. Wenn Sie so ganz Ihr Amt als dienstfertiger Begleiter der Damen üben, darf man Ihnen doch nichts in den Weg legen!

Nun wahrhaftig, man kann einer Einladung eine freundlichere Wendung geben, Fräulein Hermine! rief Gundobald gereizt aus.

Seien Sie ruhig, Gundobald, fiel lächelnd Dankmar ein — ich bin Herr auf Gohr und lade Sie ein.

Sie kommen aus der Fremde — welchen Eindruck macht Ihnen unser Land? wandte sich Dankmar dann an Anna.

Diese blickte ihn einen Augenblick wie von der Frage überrascht an. Ich habe mir ein anderes Bild von diesem Lande gemacht, versetzte sie darauf.

Und welches machten Sie sich?

Vielleicht ein thörichtes und romanhaftes. Ich wähnte, das Land selbst müßte mir mit alten Castellen und zerstreuten Oberhöfen und düstern, großen Wäldern unmittelbar poetischer entgegentreten. Aber freilich habe ich ja auch erst einen Blick hineingeworfen und noch so wenig davon gesehen. Im ganzen kann ich nur sagen, daß ich mich weniger in eine Fremde versetzt fühle, als ich dachte.

Als Sie hofften oder fürchteten? fragte Dankmar.

Als ich hoffte! Liegen in der Fremde, der Ferne, nicht immer Hoffnungen für uns?

Sie haben recht, entgegnete Dankmar. Welches Land aber macht uns heute überhaupt noch den Eindruck der Fremde? Die Vorstellungen und die Sitten werden überall dieselben wie seit hundert Jahren die Trachten. Das Besondere, welches wir hier in diesem Lande noch haben, ist nur unser Streben und unser Wille, Besonderheiten festzuhalten oder wiederzugewinnen, von denen die übrige Welt nicht viel mehr hören will. Aber dieser Wille — Sie wissen, Fräulein, wie der Spruch heißt: der Wille ist gut, aber das Fleisch ist schwach.

Das Fleisch' ist stark und der Wille oft gar nicht gut, fiel hier Gundobald trocken ein.

Nun ja, das ist richtig, der Wille ist sehr oft auch durchaus nicht gut, antwortete Dankmar lachend.

Sie sind doch auch ein sehr moderner Geist, Gohr, fiel hier die Gräfin Edern unwillig ein. Unsere Besonderheiten haben doch höhern Werth, als Sie ihnen beizulegen scheinen. Wir haben noch alte Sitte und alten Brauch unter uns und die Achtung derselben; wir haben einen Adel, der sich doch zum Theil noch seiner Aufgabe bewußt ist und deshalb den Respect, den er genießt, auch verdient; wir haben Ehrfurcht vor der Autorität, und sie sichert uns innere Güter, die leider anderswo mehr und mehr verloren gegangen sind.

Graf Achatz nahm jetzt das Wort und fiel mit einigen Bemerkungen ein, die seiner Gattin nicht zur Sache zu gehören schienen, denn Gräfin Edern zuckte über diese Bemerkungen des Gemahls die Achseln. Achatz aber ließ sich dadurch nicht stören, er plauderte allerlei über die gute alte Zeit, und wie die schon von selbst zurückkommen werde. Man muß nur die Menschennatur wirken lassen, sagte er. Die alte Welt war nach der richtigen Menschennatur eingerichtet. Getheilt in Ritter, Mönch und Knecht! Sie brauchen nur drei Menschen ganz allein auf der Welt sein zu lassen. Was wird geschehen? der eine wird dem andern

schmeicheln und ihn Eure Gnaden tituliren, und sie beide zusammen werden den dritten zwingen, für sie zu arbeiten. Sie lächeln, Fräulein Morell? Ich sage Ihnen, es ist so. Es ist die Menschennatur. Der eine genießt, der andere beweist ihm, daß er das Recht dazu hat, und der dritte muß schwitzen! Ritter, Mönch und Knecht!

Graf Achatius zwinkerte dabei mit dem linken Auge so schelmhaft, daß ihm seine Gattin einen fragenden Blick zuwarf.

Meinst du, es sei nicht mein Ernst, Wallburg? fuhr er deshalb mit diesem ganz eigenthümlichen Spiel seiner Brauen fort. Sieh doch nur in die Bibel, auf die ersten Blätter: da sind nur erst drei Menschen auf der Welt, Adam, Abel, Kain. Adam der Papa ist der Patriarch, der Fürst, der gnädige Herr. Abel ist der Fromme, und „seine Worte waren heilig"; „er war ein Hirte" — ein Seelenhirte! Da haben wir das Pfäfflein, wie es im Buche steht! „Kain aber ein Ackersmann", heißt es weiter — er war der Pflüger, der Drescher, der Arbeiter. Ganz wie ich gesagt habe. Ritter, Mönch und Knecht.... Und wie belehrsam das ist: dieser Knecht, dieser tückische Kain wird neidisch, er ergrimmt wider diese Weltordnung, er rebellirt, er greift zum Knittel, dieser Jakobiner... aber quos

ego . . . wie hat der liebe Gott ihn gestraft! — Er hat sich seine Lage nur zehnfach schlimmer gemacht; und was von ihm abstammt, Jabel, Jubal, Tubalkain, das ist alles armes bürgerliches Volk, Schmied und so etwas, Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Was aber von Adam abstammt, Seth, Henoch, Methusalem, Noah, das ist Patriarch, Stammhäuptling, Adel!

Der alte Herr plauderte lustig so weiter, während Dankmar von Gohr fortfuhr, mit Anna zu reden, mit welcher er in eine sehr lebhafte Unterhaltung gerieth, Gundobald Hermine zusah, wie sie zeichnete, und Edwine und Bertha ein flüsterndes Zwiegespräch führten, dessen Gegenstand nicht kund wurde. Boto hatte aus seiner Mutter Arbeitskorb jetzt ein Zeitungsblatt genommen, in das er sich zu vertiefen schien, obwol sein Blick von Zeit zu Zeit darüber fort und auf Gundobald und Hermine hinüberflog.

In diesem friedlichen Zusammensein wurde die Gesellschaft durch das Erscheinen einer Gruppe von vier Männern gestört, deren Auftauchen auf dem vom Hause her zu dem Pavillon führenden breiten Kiespfade zuerst der Gräfin einen leisen Ruf entlockte, welcher durchaus nicht den Ton angenehmer Ueberraschung hatte.

Ach, Prinz Günther! sagte sie.

Prinz Seraph! fiel mit vorwitzigem Tone Comtesse Bertha ein.

Die wandernde Besserungsanstalt! flüsterte Hermine von Gohr.

Man erhob sich beim Herantreten der Kommenden. Prinz Günther, eine kleine, schlanke Gestalt mit dunkelm, sehr schlichtem Haar und braunen, sanftmüthigen Augen, die bei der ihm eigenen gesenkten Haltung des Kopfes unter den schwarzen Brauen her aufwärts blickten, küßte der Gräfin die Hand und schüttelte die des Grafen; Achatius war beeifert, die drei jungen Männer, welche im Gefolge des Prinzen waren, zu begrüßen und zwar mit einer Herzlichkeit, die zeigte, daß er nichts von dem Gefühl von Unbehagen oder was es sein mochte empfand, das die andern Mitglieder der Gesellschaft bei dem Erscheinen dieser Gäste mehr oder minder verrathen hatten.

Prinz Günther hatte eine außerordentlich weiche und sanfte Stimme; man brauchte diese Stimme nur einmal zu hören und während weniger Minuten von dem ungewöhnlichen Gedankenkreise Notiz zu nehmen, in welchem sich der Prinz erging, um den Beinamen Prinz Seraph zu begreifen, den Comtesse Bertha ihm gegeben hatte.

Wir haben uns außerordentlich danach gesehnt, wieder einmal ein paar Tage bei Ihnen zubringen zu können, liebe Gräfin, sagte der Prinz, nachdem allen Begrüßungsformalien Genüge geschehen, und neben der Gräfin Platz nehmend, während die andern fremden Herren sich, zu einer Gruppe gesellt, zwischen Bertha und Anna setzten — wir haben uns außerordentlich danach gesehnt, nicht wahr, Graf Axel, wie oft haben wir von unserer lieben Gräfin Edern gesprochen und den angenehmen Tagen, die wir um die Weihnachtszeit hier zubrachten!

O, gewiß! sagte einer der jungen Männer, ein blonder, sehr schlichthaariger Jüngling mit einem langen, etwas misvergnügten Gesichte. Wir reden immer viel von den Häusern, wo wir waren, und wir haben gedacht, im Sommer werde es hier noch schöner sein als im Winter. Das ist es auch.

O ja, und wie sehr! bestätigte der Prinz mit schmelzender, weicher Stimme diese geistreiche Bemerkung. Der Sommer läßt Ihrem reizenden Hause Edern erst sein ganzes Recht widerfahren; die Lage ist vorzüglich und dieser kleine Park ist wirklich charmant. ...

Und so reizende Blumen darin! fiel der zweite der jungen Männer ein, der ein bleiches, ein wenig aufgedunsenes Gesicht und sehr vorliegende, wasserblaue

Augen hatte, indem er mit einer äußerst schlauen Miene lächelnd auf die jungen Damen in der Gesellschaft sah.

Aus den Augen des Prinzen traf ihn ein strafender Blick, der ihn jedoch im heitern Nachgenusse seines guten Einfalls durchaus nicht zu stören schien. Wie um den ungünstigen Eindruck, den die Bemerkung seines Begleiters etwa auf die Gesellschaft gemacht haben könnte, wieder zu verwischen, sagte der Prinz mit einem Blicke auf denselben jungen Mann rasch:

Mein lieber Beltram hat sein großes Gedicht jetzt fast vollendet; Sie wissen, es behandelt die fromme Königin Godiva. Er brennt vor Verlangen, es Ihnen vorzulesen, liebe Gräfin; es ist recht gut geworden, ein recht inniges Bild jungfräulicher Lauterkeit und Klarheit. Ich hoffe, es wird Ihnen gefallen, und Sie werden Beltram ermuthigen können, so fortzufahren.

Der liebe Beltram hatte bei diesen Worten des Prinzen sich bestrebt, eines Ausdrucks von stillem Ernste für seine Züge habhaft zu werden: es war ihm jedoch nicht ganz gelungen, denn Anna, die ihn eben ansah, fragte sich ein wenig verblüfft, wie man mit diesem Menschen, dessen Physiognomie sie eigenthümlich abstieß, die Begriffe von jungfräulicher Lauterkeit und Klarheit in Verbindung bringen könne.

Ich bin sehr begierig darauf, Ihr Werk zu hören, lieber Baron Beltram, antwortete die Gräfin mit gönnerhafter Miene; es freut mich, daß Sie so fleißig waren.

Wir waren alle sehr fleißig, fiel der sanfte Prinz ein, wir haben zusammen ein ascetisches Werk aus dem Französischen übersetzt und dann haben wir Italienisch getrieben. Im Winter werden wir es fortsetzen; mein Bruder hat sich jetzt entschlossen, mir Haus Wesenbruck einrichten zu lassen, wir werden da unsere Residenz aufschlagen.

Hat sich der Fürst endlich dazu entschlossen? fragte Gräfin Edern. Das ist ja eine erfreuliche Nachricht, Prinz Günther!

Gewiß, liebe Gräfin, es ist sehr erfreulich für mich; wir denken uns da recht hübsch und wohnlich einzurichten, ich und meine lieben jungen Freunde. Auch wird sich unser Kreis dann erweitern, es wird ein junger Herr aus der Gegend von Würzburg und ein schwäbischer junger Graf zu uns kommen, die mir von ihren Vormündern anvertraut werden.

Comtesse Edwine hatte während alles dessen für die Bewirthung der neuen Gäste gesorgt und ihnen Kaffee eingeschenkt; als sie dem dritten Herrn, der ein auffallend geröthetes Gesicht hatte und mit etwas

scheuer, gedrückter Miene um sich blickte, die Tasse reichte, sagte dieser, plötzlich auflachend:

Wissen Sie noch, Comtesse Edwine, wie wir beide vorige Weihnachten uns abends auf dem Gange in die Arme liefen, weil das Licht ausgegangen war?

Die beiden andern jungen Männer stimmten bei dieser heitern Weihnachtserinnerung in das Lachen des dritten ein, während Edwine dunkelroth wurde.

Ich weiß nur noch, daß Sie bei unserm kleinen Balle sehr ungeschickt fielen, Baron Bruno, versetzte sie.

Ach, das war nicht meine Schuld, entgegnete Baron Bruno; Graf Axel hatte mir ein Bein gestellt.

Welche Beschuldigung! fiel Graf Axel ein; du hattest ganz einfach dich einmal wieder betrunken, lieber Bruno.

Ich hatte keinen Tropfen getrunken!

Einen Tropfen nicht, aber ein Meer! lachte Graf Axel.

Prinz Günther warf während dieser kurzen Unterredung unter seinen Brauen her bekümmerte Blicke auf die jungen Leute, und Fräulein Anna sehr erstaunte auf die ganze Gesellschaft. Sie wußte sich offenbar den sanften Prinzen und seine Hofcavaliere nicht zusammenzureimen. Wie kamen diese jungen Männer

von achtzehn bis vierundzwanzig Jahren, in deren ganzem Wesen etwas Befangenes und Gedrücktes und zugleich etwas außerordentlich Rohes lag, in seine Umgebung? Und wenn sie, wie es schien, als Gäste hier bleiben wollten, so begriff Anna die strenge Gräfin nicht, welche unmöglich für ihre Töchter eine solche Hausgenossenschaft wünschen konnte.

Graf Achatz mischte sich ins Gespräch, indem er lächelnd, sein rechtes Auge zukneifend und mit dem linken zwinkernd, versicherte, daß bei einer kleinen Weihnachtsfröhlichkeit weder Punschtrinken noch ein wenig Beinstellen Verbrechen seien; er begann sehr heiter mit den jungen Leuten, die sein specielles Wohlwollen zu haben schienen, zu plaudern. Dankmar stand unterdeß auf, und da Anna sich erhob, um ins Haus zu gehen, schritt er an ihrer Seite durch die Anlagen und sagte:

Sind Sie vorbereitet gewesen auf diesen Besuch in Haus Edern?

Durchaus nicht, versetzte sie.

So muß er etwas Befremdendes für Sie haben.

Ein wenig in der That. Wer ist Prinz Günther?

Prinz Günther von Wellda ist der nachgeborene Sohn eines mediatisirten fürstlichen Hauses. Er ist ein wenig schwärmerischer Natur, wie Sie vielleicht

schon selbst geschlossen haben; aber dabei nicht so ganz eine passive Natur, wie sie dazu gehört, um sich in die Rolle eines beschäftigungslosen, nachgeborenen Prinzen zu finden. Er ist Philanthrop geworden, hat sich mit der Verbesserung der Lage arbeitsloser Fabrikarbeiter befaßt und endlich aus der Verwebung der philanthropischen mit den aristokratischen Ideen eine ganz absonderliche neue geschöpft. Er hat sich gesagt, daß es im höchsten Interesse des Standes liege, seine Autorität und sein Ansehen in den Augen der hämischen Welt nicht beeinträchtigen zu lassen durch die sittliche Verkommenheit einzelner seiner Mitglieder, und daß deshalb unserer im Punkte der Moral so streng die Meidung des Scheins verlangenden Zeit nichts mehr noththue, als ein Wirken in dieser Richtung; als ein Mann, der berufen, sich der räudigen Schafe anzunehmen; mit Einem Worte, als etwas wie eine Besserungsanstalt für die in Fäulniß gerathene Crême, die darum doch immer Crême bleibt und nicht mit den abständig gewordenen Molken der übrigen bürgerlichen Gesellschaft zusammengegossen werden darf.

Anna schüttelte lächelnd den Kopf. Die Sache hat etwas für sich, sagte sie. Er wird die adeliche Ehre als Princip des Heilverfahrens zu Grunde legen

und also mit einem „Naturheilverfahren“ wirken wollen.

Darüber habe ich nie mit ihm gesprochen. Ich weiß nur, daß sein Heilverfahren keine gerade staunenswürdigen Fortschritte macht. Er wird es auf den Umstand schieben, daß er noch keinen festen Sitz für seine Anstalt hat. Einstweilen ist seine Residenz im Schlosse seines Bruders, des Fürsten; da aber diesem die Suite des Prinzen eine keineswegs angenehme Hausgenossenschaft ist, sieht sich der letztere gezwungen, die Einquartierungslast zu vertheilen und von Zeit zu Zeit auf ein paar Wochen bei den Gönnern seines Unternehmens vorzusprechen — auch Gräfin Edern gehört dazu, um des Zweckes willen, den die junge, es so gut meinende Durchlaucht verfolgt...

Und die drei jungen Männer? fragte Anna.

Sie sind die ersten, dem Prinzen von Aeltern oder Vormündern anvertrauten Gegenstände seiner philanthropischen Aufgabe. Der eine, der mit dem verdrossenen Widdergesichte, ist ein Graf Axel Bloddenstirna, halb Schwede, halb Deutscher, denn seine Aeltern wohnen in der Oberpfalz; er ist ein harmloser und gutmüthiger Mensch, von einer solch vollständigen Schlaffheit des Charakters, daß er sich bis jetzt zu allem, was mit ihm begonnen und versucht

worden, durchaus unfähig erwiesen hat. Ein schlimmerer Geselle ist der blonde, blauäugige Herr von Beltram, der Sänger der reinen Herzinnigkeit und der Königin Godiva; er ist ein im höchsten Grade lasterhafter und liederlicher Bursche; und der Baron Bruno, der älteste der drei, der mit dem rothen Kopfe, ist ein bereits leidenschaftlich dem Trunke verfallenes Subject, das im Rausche tobsüchtig wird und mit dem unser Prinz seine liebe Noth hat.

Der arme Prinz! versetzte Anna. Und wie stellt er es an, diese verwahrlosten Gemüther auf dem Pfade der Tugend zu erhalten? Welche Macht hat er über sie?

Ein wenig imponirt ihnen wol der Prinz; und vielleicht noch mehr fürchten sie den Empfang, welcher ihnen daheim würde, wenn der Prinz sie als unverbesserlich von sich fortschickte. Die Wahrnehmung, daß er es wirklich herzlich gut mit ihnen meint und nur mit tiefem Seelenschmerze ihre Ausschweifungen sieht, mag auch nicht ohne Einfluß auf sie sein; gewiß aber ist nicht ohne Einfluß, daß er sie immer von neuem unter fremde Menschen bringt, bei denen das Ehrgefühl sie zwingt, sich zusammenzunehmen und ein wenig zu beherrschen.

Insofern ist die Idee einer wandernden Besserungs-

anstalt eine gar gute, sagte Anna. Aber da Sie mich vorhin danach gefragt haben, Herr von Gohr, ich gestehe Ihnen jetzt sehr gern, es ist doch eine recht seltsame Welt, in welche mich der liebe Gott geschickt hat...

Hoffentlich wird Ihnen die, in welche Sie morgen kommen werden, nicht noch seltsamer erscheinen, Fräulein Morell. Sie werden doch bei Ihrem Versprechen bleiben?

Gewiß, ich freue mich darauf, Ihren alten geistlichen Herrn kennen zu lernen, versetzte das junge Mädchen, und mit einem lächelnden Kopfnicken entließ sie Dankmar und schritt ins Haus, an dessen Treppe man angekommen war.

Dankmar blickte, stehen bleibend, ihr nach. Sie verabschiedet mich mit dem Anstande einer Fürstin, die eine Audienz beendete, sagte er sich dabei. Wo dieses Fräulein Morell bisjetzt Gouvernante war, muß sie eine sehr bevorzugte Stellung eingenommen haben!

Er kehrte langsam schlendernd zu der Gesellschaft zurück. Hermine, der sein Begleiten des jungen Mädchens auffällig gewesen sein mochte, beobachtete seine Züge, als er zurückkam. Gräfin Edern hatte unterdeß Fragen des Prinzen nach Fräulein Morell beantwortet; Prinz Günther hatte mit unverkennbarem In-

teresse sich nach ihr erkundigt; als Gräfin Edern ihm Auskunft gegeben, hatte er kopfschüttelnd bemerkt, er müsse die Dame schon irgendwo gesehen haben, sie habe etwas Bekanntes und daher Anziehendes für ihn; sie sei eine sehr anziehende Erscheinung — die theuere Gräfin schätze sich gewiß sehr glücklich, diese Erwerbung für Comtesse Bertha gemacht zu haben.

Gräfin Edern antwortete ziemlich kühl, daß sie von ihr das Beste hoffe; der Prinz erklärte sich überzeugt, daß sie das Allerbeste hoffen dürfe.

Hermine hatte ihre Zeichnungen vollendet. So, sagte sie, dieselben Gundobald gebend, jetzt gehen Sie, sie zu überreichen, und ernten sich dafür den Dank Ihrer Dame.

Der Dank gebührt Ihnen — Sie haben mich böserweise darum gebracht, versetzte Gundobald.

So trösten Sie sich; Hercules hat für das Garn, welches er gewiß recht nichtsnutzig und grob und voller Knoten spann, von Omphale auch keinen Dank bekommen — desto mehr dafür, daß er Ungeheuer und Schlangen erlegte.

Soll ich mir daran ein Muster nehmen, wie Edwine an Ihrer Zeichnung? fiel Gundobald ein. Es gibt keine Ungeheuer mehr und höchstens nur noch Schlängelchen, die so allerliebst und reizend sind, daß

man ihnen unmöglich etwas zu Leide thun kann und lieber den Stich ihrer Züngelchen erträgt.

Man muß nie etwas ertragen!

Das sagen Sie mir?

Weshalb nicht?

Weil ich schon so lange zahllose Bosheiten von Ihnen ertragen muß! Und ach, zum Tragen und Ertragen sind wir ja da! Unser Lebenslauf beginnt damit, daß wir als Schüler Bücher unter dem Arme, dann das königliche Zündnadelgewehr auf der Schulter und endlich ein Amt auf dem Rücken tragen; daneben tragen wir junge Damen auf den Händen oder den Kummer unglücklicher Liebe im Herzen! Zu tragen haben wir armen Männer immer was!

Gundobald sagte dies spöttisch und sah doch merkwürdig melancholisch dabei aus. Hermine lachte aber laut auf und antwortete:

Rechnen Sie sich wirklich zu den Geschöpfen, die zum Tragen in der Welt sind?

Ihre Schwester macht's heute zu arg, Dankmar! rief Gundobald aus. Ich habe sie doch eben nur eine kleine Schlange genannt und erhalte jetzt dafür eine Anspielung, wegen der ich mich mit Ihnen werde schießen müssen!

Gräfin Wallburg unterbrach die Neckerei, indem

sie aufstand und die Gesellschaft einlud, einen Spaziergang durch den kleinen Park zu machen. Fräulein Hermine flüsterte im Geräusche des Aufstehens Gundobald zu: Sie werden es noch dahin bringen, daß Prinz Günther, wenn er Sie näher kennen lernt, Sie in seine Suite aufnimmt!

Meinen Sie? versetzte Gundobald. Aber bei solcher Ausdehnung seines Geschäfts müßte er sich dann jedenfalls nach einer Vermehrung seiner Lehrkräfte umsehen; er müßte den mildernden Einfluß des „ewig Weiblichen“ ins Spiel ziehen, um so wilde Gesellen zu zähmen. ... Sie, Fräulein Hermine, wären so recht wie geschaffen dazu, an seiner Seite dieses ewig Weibliche mit Nachdruck zu vertreten, zum Heile eines der Zucht bedürftigen Geschlechts — was meinen Sie dazu? Sobald Sie als Gouvernante in sein Haus treten, will ich mich gern aufnehmen lassen.

So ist's recht, nickte Hermine, zufrieden lächelnd, mit dem Kopfe; diesmal haben Sie gut geantwortet.

Hab' ich? Nun wohl denn, sagen Sie mir's nur immer, wie ich's machen muß, damit ich wieder bei Ihnen zu Gnaden komme.

Die Gräfin kam in diesem Augenblicke an Hermine heran. Kommen Sie, Hermine, bleiben Sie bei uns, sagte sie, und ihren Arm in den des Fräuleins legend,

begann sie mit einer ganz auffallenden Freundlichkeit ein Geplauder mit ihr.

Als die Dämmerung hereinbrach, nahmen Dankmar und Hermine Abschied — Dankmar nicht, ohne Anna Morell an ihr Versprechen zu erinnern, am andern Tage Haus Gohr besuchen zu wollen. Dann fuhren sie in ihrem Kahne heim.

Gräfin Wallburg ließ bald darauf zur Abendtafel läuten. Als diese vorüber, erhoben sich die Mitglieder des prinzlichen Instituts, um auf dem Hofe eine Cigarre zu rauchen, wie sie sagten, mehr wol, um sich dem Zwange zu entziehen, den die Anwesenheit der Gräfin und der andern Damen ihnen auferlegte.

Auch Anna Morell erhob sich nach einer Weile; sie wollte, sich selbst überlassen, die milde Abendluft draußen in den Gartenanlagen genießen, auch wol die Eindrücke ihres ersten Tags in Haus Ebern verarbeiten; sie ging wenigstens sehr ernster Stirn und in Sinnen verloren den breiten, gewundenen Pfaden nach, welche zum Flusse herabführten.

Als sie hier angekommen war, hörte sie seitwärts in einiger Entfernung hinter den Gebüschen die Stimmen der jungen Männer, welche vor ihr das Haus verlassen. Sie erschrak ein wenig, und um der Be-

gegnung mit ihnen auszuweichen, wandte sie sich sofort, um wieder dem Hause zuzugehen.

Bei dieser Wendung stieß ihr Fuß an einen neben ihr liegenden Gegenstand. Sie bückte sich, um ihn aufzuheben; es war ein ziemlich abgegriffenes Taschenbuch von dunkelm Leder. Hatte einer der jungen Männer es eben verloren, oder wem gehörte es? Dankmar vielleicht? Es war zu dunkel, um hineinblicken und es untersuchen zu können; zu den drei Jünglingen, deren Stimmen sich näherten, zu gehen, um dieselben zu fragen, nahm Anna natürlich Anstand. Sie ging ins Haus, begab sich auf ihr Zimmer, und nachdem ihr Licht gebracht worden, öffnete sie das Taschenbuch. Sie öffnete es, um zu sehen, ob ein darin eingeschriebener Name oder eine Karte ihr angebe, wem sie es zurückzustellen habe — sie konnte es dann sofort durch den Bedienten dem Eigenthümer übersenden und brauchte bis zum andern Tage nicht damit zu warten; und als sie es öffnete, erfaßte sie eine gewisse Aufregung, die ihr seltsamerweise mit dem Gedanken gekommen, daß es Dankmar auf dem Wege zum Einschiffen entfallen sein müsse.

Das Taschenbuch enthielt einige von einer ziemlich kindischen, unausgebildeten Hand mit Versen beschriebene Blätter — ein Mann wie Dankmar machte

schwerlich Verse, und gewiß schrieb er nicht so; auch hätte er nicht unsaubere Fetzen von Briefen und Rechnungen in seinem Taschenbuche mit sich herumgetragen — das Taschenbuch gehörte nicht ihm, sondern dem Baron Beltram; der Name stand mehrmals auf den Blättern; einmal war er von einer sehr zierlichen Frauenhand, mit Schnörkeln umgeben, auf eins der eingebundenen Pergamentblätter geschrieben, und von derselben Hand stand der Name auf der Adresse eines Briefes geschrieben, welcher in einer besondern Tasche für sich steckte.

Anna Morell erfaßte eine unwiderstehliche Versuchung, diesen Brief zu lesen. Es war nicht anständig, nicht recht. Sie wußte es: ja, es war unverantwortlich! Aber ihre Neugier mußte stärker sein. Was konnte in einem solchen Briefe, den ein Freund oder gar eine Freundin Beltram's — denn es schien eine weibliche Hand — diesem schrieb, stehen? In welche Herzensergießungen, in welche Menschennatur, in welche Gedanken, in welches Treiben konnte sie da blicken? In welche ihr völlig fremde Welt ... und hatte es sie nicht immer gestachelt, in den Herzen der Menschen zu lesen, die ihr völlig fern standen, die in ganz andern Kreisen, als die ihrigen waren, lebten? War es nicht ihr alter „Fürwitz“, zu wissen, wie sie

dachten, wie sie sich unter sich aussprachen, was sie glaubten, urtheilten über hundert Dinge, von denen man ihr, der Dame, nur die officielle Deutung, die conventionelle Auslegung gegeben? In der That, die Versuchung war zu stark für Fräulein Anna Morell, sie widerstand ihr nicht, sie nahm den geöffneten Brief und schlug ihn auseinander. Es war eine recht hübsche gefällige Frauenhand, die ihn geschrieben. Er begann mit einem Verse und lautete:

„Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!

Lamm, sanftes, aus dessen Augenbläue mit rührender Treuherzigkeit das Bild dessen, was es im reifern Alter werden wird, schaut — Deine Fanny ist sehr unglücklich; das Publikum ist nicht mit ihr zufrieden, sie nicht mit dem Publikum; der Director hat ihr ihre Entlassung gegeben — der schwarze Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, die weiße Fanny hat sie nicht gethan, aber gehen können beide; ach, und sie hat so viel Lust, zu gehen — zu gehen, so weit die Füße sie tragen!

Ich möchte gehen, ziehen, über alle Meere fort —

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt. ...

Wo bist Du, Lamm? Weshalb fehlt der Fährmann? Weil er denkt, man behilft sich schon ohne ihn! Ginge es nur an auch ohne Geld, so wollte ich Dir nicht widersprechen — aber ohne Geld verhungert man. Ist alle Deine Wolle bis auf die letzte Flocke abgeschoren? Unglücklicher Jüngling! Unglückliche Fanny! Wenn ich auf jenem nicht mehr ungewöhnlichen Wege gestorben bin, so glaube nur nicht, es sei aus Sehnsucht nach Dir geschehen. Nur aus Sehnsucht nach «dem ewigen Sonnenschein, den goldnen Früchten, winkend zwischen dunklem Laub», und nach der Tugend und nach allem, was zu ersehnen für eine Theatersoubrette unmoralisch ist, möchte ich sterben ... vor Hunger sterben ist so unästhetisch ... doch bin ich entschlossen wie das Fatum ... nur werde ich wol meine bisjetzt noch bombenfesten Vorsätze in dieser Beziehung ändern ... und sag', hast Du nichts?

Deine Fanny Leutold."

Anna fühlte sich anfangs abgestoßen, dann ergriffen von diesem aus der nächsten Provinzialhauptstadt datirten Briefe. Aus dem muthwilligen Tone, aus all der Leichtfertigkeit schien ihr doch eine wirkliche große Noth, eine gewisse Verzweiflung zu sprechen,

in welcher sich gute und edle Regungen umsonst in frivole Scherze versteckten. Wenn dieses Mädchen eine wohlthätige Hand, die sich ihrer in diesem kritischen Augenblicke ihres Lebens annahm, fand, vor welchen Abgründen konnte sie gerettet werden! Ein Baron Beltram freilich konnte ihr eine solche Hand wol nicht reichen — Anna, die sich im ersten Drange ihres Mitleids gern dazu erboten hätte, konnte es auch nicht; aber sie konnte etwas anderes thun.

Ich will ihr wenigstens die Möglichkeit gewähren, von nun an ihrer Sehnsucht nach allem, was sie für eine Theatersoubrette unmoralisch nennt, zu leben und sich von diesem Beltram freizumachen, sagte sie. Für mich soll's eine kleine Buße für meine Indiscretion sein, die mich diesen Brief lesen ließ. So ist's jedenfalls eine gute That — vollbringen wir sie gleich.

Sie setzte sich an den Schreibtisch und schrieb auf ein Blatt:

„Wenn Sie das eingeschlossene Papier einem Bankhause in Ihrer Stadt vorzeigen, so wird man Ihnen das Geld, welches Sie zu Ihrer Reise ins Land «des ewigen Sonnenscheins, der goldnen Früchte, winkend zwischen dunklem Laub», bedürfen, auszahlen. Gott geleite Sie! Denken Sie an ihn, und er wird Sie schützen.“

Die Zeilen blieben ohne Unterschrift.

Dann stand sie auf und öffnete das künstliche Schloß ihrer Kassette. Sie nahm einen halb bedruckten, halb beschriebenen Papierstreifen daraus, in den sie eine Zahl eintrug und den sie dann mit einem Namen versah, der ein fingirter sein mußte, da er mit dem ihrigen durchaus keine Aehnlichkeit hatte; darauf schob sie das Blatt mit ihrem Briefe in ein Couvert, welches sie mit der Adresse: „Fräulein Fanny Leutold, Schauspielerin zu N.", überschrieb.

Nachdem sie sorgfältig ihre Kassette wieder geschlossen, ging sie selbst, ihren Brief in den unten im Flur befindlichen Briefkasten zu werfen. Auf ihrem Zimmer wieder angekommen, klingelte sie einem Bedienten, um Baron Beltram möglichst rasch sein Taschenbuch wieder zustellen zu lassen.

Als Anna Morell ihren Einfall ausgeführt, war sie nicht ganz mit sich im Klaren darüber, ob sie recht gethan, in freigebiger Weise die wohlthätige Fee bei der armen, entlassenen Theatersoubrette zu spielen. Vielleicht hatte sie — wie so oft, sagte sie sich — der Eingebung des Augenblicks zu rasch gehorcht. Wozu konnte der so plötzlich in ihren Schos geworfene Schatz — denn das war er für ein Geschöpf in ihren Verhältnissen — diese Fanny Leutold verführen!

Welche Wege konnte er einschlagen, wozu verwendet werden!

Ich habe wenigstens gethan, was ich thun konnte, sagte Anna sich endlich. Wenn ich ihr nicht auch besonnene Ueberlegung, Vernunft und Selbstbeherrschung habe geben können, so ist es nicht meine Schuld. Ich habe ihr wenigstens die Unabhängigkeit, die Freiheit gegeben — das Schicksal und die Verhältnisse werden nicht mehr die Schuld haben, wenn sie selbst aus ihres Thales kalten Nebelgründen nicht den Ausgang zu finden weiß, nach dem sie sich wirklich zu sehnen scheint. Möge sie sich retten in das schöne Wunderland voll reiner Luft auf sonnigen Hügeln — der Weg ist ihr erschlossen, und ihres „Fährmanns“ bedarf sie nicht mehr!

Und damit wandte sich Anna den andern mächtig auf sie einströmenden Gedanken zu — wenig ahnend, wie bald und wie verhängnißvoll der Schatten dieser Theatersoubrette wieder ihren Lebensweg kreuzen sollte!

Eine Weile ging sie unruhig auf und ab, dann trat sie wieder an den Schreibtisch und setzte sich, um einen zweiten Brief zu schreiben. Mit einer hastig über das Papier fliegenden Hand schrieb sie:

„Meine theuere, liebste Marie, ich werde nicht Ruhe

finden, bis ich einen Noth=, einen Hülfsschrei aus=gestoßen, bis ich mir die Herzensangst durch ein Wort an Dich ein wenig erleichtert, von der Seele gewälzt habe. Sind wir denn wirklich nichts als scheue, hasen=herzige, furchtsame, thörichte Geschöpfe, geschaffen für das Zimmer, nach welchem man uns «Frauen=zimmer» nennt, oder für die — Klosterzellen? Manch=mal ist mir in der That beinahe so zu Muthe, zum Beispiel eben jetzt — ach Gott, ich fühle es, es ist ein mislich Ding für ein junges Mädchen, zu viel zu träumen und dann auszugehen, um zu erforschen, ob die Träume nicht wahr werden können! Entdeckungs=reisen in das Innere unerforschter Welttheile sollen nur die Männer machen, nicht wir armen, zagen, gebundenen Wesen. Ich begreife es jetzt, ich fühle es, mir ist plötzlich so ängstlich zu Muthe wie einem Reisenden durch Innerafrika, der die Grenze von Wadai betritt oder in seiner Nähe den ersten Löwen brüllen hört!

Aber es ist ja Thorheit! Ich lasse es nicht gelten, wenn Du mir zurufst: der Frauen Kraft besteht nur darin, ihre Schwäche verbergen zu können. Nein, nein, es ist mehr in uns. Es haben Frauen vor mir gefährlichere Entdeckungsreisen gemacht! Ich will an diejenigen denken, welche über das Weltmeer schifften,

oder die Spitzen von Alpengipfeln erstiegen, oder mit der Karavane trotz Samum und Glut durch die Wüste zogen. Das ist doch gefährlicher als eine Entdeckungsreise ins Innere von Haus Edern.

Und sind es denn Löwen, die ich brüllen höre? Ach nein — Löwen, denk' ich, sind nicht darunter! Aber es ist eine gründlich wunderliche Welt, in die ich gerathen bin — eine Welt, in der mir zu Muthe ist, als ob ich im Traume in sie versetzt sei, in der mich das Bekannte, Vertraute, das mit dem, wie es daheim ist, völlig Uebereinstimmende doch mit einer ganz fremden Physiognomie ansieht. Ich bin noch viel zu verwirrt von den ersten Eindrücken, um Dir über die Personen viel berichten zu können. — Der Mittelpunkt des Hauses ist die Gräfin, eine stolze, scharfe Dame — hüllt sie mit den starren Falten ihres Herrschermantels eine Seele und ein Gemüth ein, oder nicht — ich weiß es bisjetzt nicht! Graf Achatius ist ein Original, aber ein höchst gutmüthiges, das durch einen kleinen Ansatz ironischer Bosheit nur noch liebenswürdiger wird. Die älteste Tochter Edwine ist ein hübsches harmloses Geschöpf; von der zweiten, Bertha, meinem Zögling, kann ich das nicht sagen, ich glaube, es steckt ein gut Theil von den kleinen weiblichen Erbärmlichkeiten in ihr, die ich so hasse,

und die Erziehung wird da ein weites — hoffentlich auch dankbares Feld haben! In der That, ich hoffe es, und daran siehst Du, daß ich in meiner ursprünglichen Absicht, die mich hierher führte, nicht wankend geworden. Ich will noch immer, was ich wollte, praktisch thätig sein, mich ausleben in eigenem nützlichen Wirken und in diesem auf mich selbst gestellten Thun zweierlei gewinnen, Kraft und Muth, nur mir selber zugehören — und einen Blick in das wahre und wirkliche Leben der Menschen!

Von den Männern hier will ich heute nicht mehr beginnen, Dir zu schreiben — einer ist darunter, der allerdings aussieht, als wäre etwas vom Löwen in ihm, aber denke Dir, dieser Löwe bringt seine Tage damit zu — so erzählt mir Bertha — einer gestrengen Schwester Gedichte vorzulesen, mit seiner Jagdflinte die Wälder unsicher zu machen und ein erbärmliches kleines Gut zu verwalten. Ist das Indolenz oder Philosophie? Wie kann man ein Mann sein, und so leben? Begreifst Du es? Ich nicht, und weil ich's nicht begreife, ärgert es mich. Ich möchte zu diesem Löwen sprechen: Auf, schüttle deine Mähne — vor dir, endlos und ohne Grenzen liegt die Welt — durchschweife sie als dein Jagdgebiet, laß deine mächtige Stimme hören, damit die Thiere ihren Gebieter er-

kennen, schrecke, raube, erobere, tödte meinethalb, nur sei Löwe!

Ach, es ist sehr thöricht und was geht es mich an! Wir armen weiblichen Geschöpfe sind immer so in Abhängigkeit gehalten, so am Spalier aufgezogene Pflanzen, daß wir uns ärgern, wenn wir einen Mann sehen, der seine Unabhängigkeit und seine Freiheit nicht zu gebrauchen weiß. Ich glaube auch, es thut nur die böse wilde Mövennatur in mir, daß ich von einem so zahmen Löwen verlange, er soll Flügel haben und ein Adler sein!

Adieu, liebste Freundin, ich muß enden, denn die Augen fallen mir zu! Der beste Beweis, daß es mir gelungen ist, mir die Aengstlichkeit, die ich Dir eben klagte, vom Herzen zu schreiben! Wie sollte nicht auch Ruhe über mich kommen, wenn ich mit Dir plaudere und Dein liebes, stilles, friedliches Gesicht vor mir sehe, mit dem leisen, ein wenig spöttischen, ein wenig wehmüthigen Lächeln, das auf Deine Lippen tritt, wenn Deine thörichte Freundin Dir ihre Extravaganzen beichtet."

Sechstes Kapitel.

Wem gehört es?

In den Nachmittagsstunden des folgenden Tages saßen unter der Veranda von Haus Gohr Dankmar, Hermine und Gundobald zusammen. Gundobald hatte sein Versprechen gehalten und Fräulein Anna Morell von Edern herüberbegleitet. Anna war drinnen im Hause, im Wohnzimmer des geistlichen Rathes.

Dankmar war zerstreut; er blickte von Zeit zu Zeit zu den Fenstern des Studirzimmers seines frühern Lehrers auf, und Hermine folgte diesen Blicken mit der immer regen weiblichen Beobachtungsgabe.

Sie beschäftigte sich dabei sehr fleißig mit einer Näharbeit.

Haben Sie die Lection hübsch aufgesagt, welche Ihnen Gräfin Edern gestern gegeben? sagte sie zu Gundobald.

Ach nein! versetzte dieser. Glücklicherweise hat sie vergessen, mich danach zu fragen. Ich hätte ihr auch

nichts antworten können; ich war zu sehr beschäftigt mit der Lection, welche Sie mir gestern gegeben, Fräulein Hermine.

Also Sie haben dieselbe beherzigt? Das freut mich zu hören.

Ich habe sie beherzigt, und wenn auch noch nicht ganz verstanden, so erinnere ich mich doch, daß Sie den dringenden Wunsch äußerten, ich solle mich als Hercules hier in der Gegend nützlich machen...

Sie machen immer Späße, fiel Hermine ein, und ich habe es doch so ernst und gut mit Ihnen vor. Da ich sehe, daß an Dankmar meine Beredsamkeit verloren ist, möchte ich Sie aussenden, um sich als Held ein Stück Welt zu erobern.

Ich danke Ihnen zunächst dafür, daß Sie mich fortsenden wollen, Fräulein Hermine. Leider kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich vorziehe, hier zu bleiben; ich bin zu sicher, daß, wenn ich einmal fort wäre, Sie mich nicht zurückriefen. Und was das Stück-Welt-Erobern angeht, wie können Sie das mir zumuthen, wenn sogar Dankmar, wie Sie sagen, eine solche Aufgabe über seine Kräfte findet?

Das beweist nichts, fiel Hermine lächelnd ein. Dankmar verzagt dabei nicht an seiner Kraft, er fühlt sich nur von der Natur so großartig eingerichtet, daß

er die Welt zu seinen Füßen erblickt und sich nicht bücken mag, sie aufzuheben. Er verachtet alle Lorbern, welche die Welt ihm bieten kann; in irgendeinem Kreise des Menschen oder im großen Ganzen dem Staate zu dienen, widerstrebt ihm, weil er wie alle Sterblichen dabei klein beginnen und erst nach und nach Größeres erreichen müßte. Wenn Dankmar von Gohr einmal beginnt, so soll das gleich in einer Weise sein, daß die Welt erstaunt und die Trompete des Ruhmes seinen Namen in die vier Weltgegenden bläst; sonst beginnt er lieber gar nicht.

Mauvaise langue! sagte lachend Dankmar. Glauben Sie ihr kein Wort, Gundobald.

Wenn du französisch reden willst, fuhr Hermine fort, so führe lieber Voltaire's Wort an: „Quel grand homme! Rien ne lui plaît!“ Das paßte auf dich, wenigstens bis heute — denn jetzt, fügte sie schelmisch hinzu, scheint mir fast, daß dir wenigstens etwas gefällt.

Und was wäre das?

Das wäre Fräulein Anna Morell! Ich sehe, daß du viel öfter nach den Fenstern des geistlichen Rathes hinaufblickst, als sich durch deine Zärtlichkeit für den guten alten Mann erklären läßt.

Meinst du, kleine Bosheit?

Das meine ich; und da mir Fräulein Morell ebenfalls gefallen hat, war keine Bosheit dabei. Fräulein Morell scheint überhaupt Eroberungen zu machen; Prinz Günther fand sie gestern anziehend, du machtest ihr sofort den Hof, und Gundobald hat sich ohne Zögern in ihren Dienst begeben. Ich fürchte nur, daß sie bei solchen Eigenschaften nicht die Eroberung der Gräfin Edern machen, und glaube nicht, daß sie lange dort bleiben wird.

Das würde ich bedauern, sagte Dankmar ruhig. Sie ist ein merkwürdig gescheites Mädchen und hat auffallend wenig von einer Gouvernante an sich, aber desto mehr von einer vornehmen Dame. Findest du das nicht?

Ich sage dir, daß sie mir gefällt; darin liegt aber kein Grund, daß ich Burghaus den zweiten Theil meiner von euch unterbrochenen Rede erlassen sollte....

Und der lautet? fragte Gundobald.

Daß, da Sie nicht ein so hochmüthiger Geist wie mein Bruder sind und sich bescheiden mit kleinen Anfängen begnügen werden, ich meine schwesterliche Sorge auf Sie übertragen werde und Sie in die Welt hinaustreiben will.

Wie den Peter in die Fremde....

Nein, nicht so; der kehrte viel zu rasch zurück.

Und mich wollen Sie weiter senden — ich weiß! Aber ich will nicht — ich sträube mich wie Bertrand von Born, als er auf die Bußfahrt sollte:

Meine Buße will ich thuen
Zwischen Meer und der Durance,
Nah bei meiner Herrin Wohnung!

Ganz recht, thun Sie Ihre Buße, wo Sie wollen; aber erst ziehen Sie in die Welt und verrichten da wenigstens einige Schandthaten, damit Sie dann daheim etwas zu büßen haben. Sie werden dann Ihrer Herrin Edwine weit lieber und viel interessanter sein — glauben Sie es mir.

Meiner Herrin Edwine! rief Gundobald aus.

Nun ja! Edwine ist doch nicht schon durch Fräulein Morell verdrängt?

Nein, sie sind mir alle beide so gleichgültig wie das ganze Damengeschlecht. Ich bin auf dem Wege, ein erklärter Weiberfeind zu werden, damit Sie's nur wissen, gestrenges Fräulein. Ich denke mir bei jeder, daß die ganze Bosheit von Fräulein Hermine von Gohr in ihr steckt, nur daß sie sie nicht so schlagfertig, so beredt und gewandt von sich geben kann — und das genügt mir denn.

Hermine lachte.

Freut Sie das? rief Gundobald. Was erfreut

Sie dabei? Das Compliment, welches ich Ihnen mache, oder daß ich ein Weiberhasser werden will?

Entschieden das letzte! Es zeigt doch Charakter! Sie sind auf gutem Wege! Haß ist schon viel — sehr viel!

Nun, wahrhaftig, sagte Burghaus geärgert, so sollen Sie sehen, daß ich dazu fähig bin! Ich will Sie recht ingrimmig hassen!

Sie schüttelte den Kopf. Das bringen Sie gar nicht zu Stande! Ich bin bereit, mit Ihnen zu wetten, was Sie wollen! Sie sollen gewonnen haben, sobald Sie es übers Herz bringen, mir einen empfindlichen Aerger, Kummer oder Verdruß zuzufügen!

Eine solche Wette, rief Gundobald aus, können Sie freilich leicht gewinnen! Wie könnte Ihnen etwas Verdruß machen, was von einem so gänzlich unbedeutenden und gleichgültigen Menschen ausgeht, wie ich bin?

Darin liegt etwas Wahres, sagte Hermine, spöttisch lächelnd. Aber wer uns haßt, wird uns bald nicht mehr gleichgültig. Also beginnen Sie nur.

Sie unterlassen freilich nichts, den Haß zu schüren. Und begonnen habe ich längst.

Nun hört auf mit euern saubern Liebeserklärungen, schaltete Dankmar ein; ich sehe Fräulein Morell und den Rath kommen.

Fräulein Morell war schon am gestrigen Abende dem alten Herrn angekündigt worden; er hatte die Mittheilung überrascht aufgenommen, da er keine Ahnung hatte, von welchen alten Bekannten ihm die neue Gouvernante auf Haus Edern ein Lebenszeichen bringen könne. Als sie nun heute mit Gundobald gekommen und gebeten, ihn allein zu sprechen, hatte er sie in sein Zimmer geführt — ein schlicht eingerichtetes, aber mit der höchsten Sauberkeit und Ordnung gehaltenes Zimmer, dessen Hauptschmuck zahlreiche Reihen wohl abgestäubter Bücher in dunkelbraunen Repositorien bildeten, und dazu einige Kupferstiche berühmter Männer, wie Leibniz, Klopstock, Kant, Lessing und Herder, Leute, die man ehemals in der Studirstube eines Geistlichen nicht so anstößig fand, wie sie in unserer heutigen, in Glaubenssachen reizbarern und im Cultus des Genius lauern Zeit gefunden werden. Aber Rath Zander gehörte eben einer ältern, weisern und duldsamern Welt an und fand sich nicht mehr in die heutige.

Rath Zander bat Fräulein Morell, auf dem Sofa von schwarzem Roßhaar Platz zu nehmen, welches unter dem alterthümlichen Spiegel im rothfoliirten Glasrahmen stand, und setzte sich selbst ihr gegenüber in seinen alten, bequemen Lehnstuhl. Er sah sie

fragend an und schien der Ansicht zu sein, daß sie ein wenig viel Umstände mache mit der Uebergabe eines Briefes oder Billets, das einen Gruß von einem alten Freunde enthielt. Nachdem sie sich bequem niedergelassen, nachdem sie einen prüfenden Blick auf das ganze Zimmer geworfen, begann sie lässig ein elegantes Taschenbuch von grünem Sammt aus einer Falte ihres Kleides hervorzuziehen, nahm aus dem Taschenbuche ein zusammengefaltenes Blatt Papier hervor und sagte, während sie es auseinanderschlug:

Ich habe Ihnen eigentlich nicht einen Brief eines Freundes zu übergeben, sondern diese Abrechnung über eine Summe, welche vor vielen Jahren dem Hause Heckermanns und Verspalt in Antwerpen zugestellt wurde mit der Bestimmung, daß sie in dem Monate Mai oder Juni dieses Jahres Ihnen ausgehändigt werden solle. Wenn Sie die Rechnung prüfen und dann darunter bescheinigen wollen, daß Sie den Betrag der Summe erhalten haben, so steht Ihnen diese jeden Augenblick bei mir zu Diensten; ich muß Sie bitten, sich dazu zu mir nach Haus Ebern herüberzubemühen.

Während Anna Morell dies ruhig in dem Tone, womit man gleichgültige Geschäftssachen bespricht, sagte, war plötzlich eine merkwürdige Veränderung in den

Zügen des Geistlichen vorgegangen. Seine Augen starrten sie groß und erschrocken an, er war blaß geworden, die Fältchen in seinen Augenwinkeln begannen in heftiges Zucken zu gerathen, und er antwortete: Von Heckermanns und Verspalt — grundgütiger Gott! Und ich glaubte, über diese Summe sei längst anderweitig verfügt und jenes Haus sei längst untergegangen und begraben!

Es besteht allerdings nicht mehr, versetzte Anna, etwas verwundert, daß ihre Mittheilung eine so wenig angenehme Wirkung auf den geistlichen Herrn hervorbrachte. Der alte Herr Heckermanns, fuhr sie fort, hat sich längst von den Geschäften zurückgezogen; aber er hat diejenigen Summen, welche bei ihm niedergelegt waren und die sich aus verschiedenen Gründen nicht an ihre Eigenthümer zurückstellen ließen, zur Verwaltung einer der Banken des Barons Chevaudun übergeben. Diese Bank ist es, welche Ihnen Rechnung ablegt und durch mich das Geld sendet.

Des Barons Chevaudun? Und Sie — kennen Sie den Baron Chevaudun?

Ich kenne ihn, und wie Sie sehen, setzt er Vertrauen in meine Zuverlässigkeit. Da er erfuhr, daß ich in diese Gegend reise, bat er mich, ein kleines Geschäft für ihn zu übernehmen, das ihn einer alten,

gegen Heckermanns eingegangenen Verbindlichkeit entbürdet. Die Uebersendung einer solchen Summe durch die Post hätte viel Kosten gemacht, und wenn ich auch ein junges Mädchen bin, setzte Anna lächelnd hinzu, so glaubte er doch, ich würde die einfache Sache so gut abmachen können wie ein eigens dazu herübergeschickter Commis.

Der geistliche Herr fühlte sich offenbar in einer äußerst peinlichen Lage. Er stand auf, er schritt auf und ab, er setzte sich wieder — er rief endlich aus: Ich kann wahrhaftig das Geld nicht nehmen! Ich kann, ich darf nichts mit der Sache zu thun haben! Senden Sie das Geld dem Baron Chevaudun zurück; schreiben Sie ihm, ich sei todt, schreiben Sie ihm, was Sie wollen, nur lassen Sie mich damit ungeschoren!

Seltsam! sagte Anna: ich soll schreiben, Sie seien todt; das kann ich nicht, es wäre eine Unwahrheit. Und verschonen mit der bestimmtesten Aufforderung, die Summe entgegenzunehmen, kann ich Sie auch nicht, es ist ausdrücklich bestimmt, daß das Geld an Sie jetzt gezahlt werden soll. Der Baron von Chevaudun wird es nicht zurücknehmen, er wird auf der Erfüllung der Bedingung bestehen, unter der er die Last und Verantwortlichkeit der Verwaltung dieser Summe übernommen hat.

Aber, rief der geistliche Rath aus, so sagen Sie selber, ob ich Ihnen willfahren kann? — Mein Gott, fügte er in halber Verzweiflung hinzu, ich habe niemals in meinem Leben einer Menschenseele eine Silbe davon offenbart — aber ich will Ihnen alles sagen, und Sie sollen mir rathen — Sie selber. ...

Wissen Sie, ob ich Ihnen rathen kann? Ich bin ein junges Mädchen und ganz bereit, einem Freunde einen Gefallen zu thun, der so einfacher Art ist, wie ihn der Baron von Chevaudun von mir erbat; aber ich bin auch ganz schüchtern und ängstlich, wenn man mir Geheimnisse anvertrauen will und wenn ich die Verantwortlichkeit von Rathschlägen übernehmen soll; ich bin wol nicht gerade zaghaft, wenn ich für mich handeln soll, aber auch ganz unentschlossen, wenn es sich darum handelt, anzugeben, was andere thun sollen. Reden Sie deshalb lieber mit Herrn von Gohr, und was mich angeht, so nehmen Sie mir einfach mein Geld ab.

Nein, nein, rief der geistliche Rath aus, die Frauen können besser schweigen wie die Männer, und Sie sind klug und klar, das sehe ich Ihnen an! Sie sind allen hier fremd, Sie werden weiter keine Folgerungen und Schlüsse ziehen aus dem, was ich Ihnen sagen will, und das würden die andern

thun — also hören Sie... ich bitte Sie darum, hören Sie mich!

Wie, Sie vertrauen nicht der Schweigsamkeit und Zuverlässigkeit des Herrn von Gohr lieber als der des ersten besten jungen Mädchens? rief Anna aus. Und ist, wenn Sie sich einem weiblichen Wesen anvertrauen wollen, nicht Fräulein Hermine von Gohr da, die gewiß unendlich verständiger ist als ich und zehnmal besser im Stande, Ihnen zu rathen?

Mag sein, mag sein, ich weiß es nicht, erwiderte der geistliche Herr in seiner tiefen Erregung — ich weiß nur, daß ich mit niemand reden darf, der in so nahen freundschaftlichen Beziehungen zu denen steht, um die es sich handelt... begreifen Sie denn das nicht? Nur ein ganz Fremder, ganz Unbetheiligter wird mir unbefangen seine Meinung sagen, und rathen können... ach und mein Gott, ich habe so nöthig, daß mir jemand räth. ...

Seltsam, daß Sie auf fremden Rath so viel Gewicht legen. ...

Gewiß, gewiß thu' ich das, denn ich selber, sehen Sie, ich habe über die Sache so lange gedacht und gegrübelt, daß ich ganz wirre darüber geworden bin und den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehe, und darum muß ich einmal hören, was ein anderer

mit seinem einfachen gesunden Verstande dazu sagt — warum wollen Sie denn nicht so viel Güte für einen alten Mann in äußerster Hülflosigkeit haben, Fräulein?

Der geistliche Rath sprach dies im flehentlichsten Tone der Bedrängniß.

Wenn Ihnen in der That so viel daran gelegen ist, so bin ich ja gern bereit, fiel Anna ein.

So hören Sie, hören Sie aufmerksam zu!

Es lebte vor Jahren hier im Lande, auf seinem Schlosse zu Dornegge, begann der Geistliche, ein reicher und in hohem Ansehen stehender Edelmann, der Freiherr von Nesselbrook. Er war ein starrer Aristokrat, ein Mann des Feudalitätsprincips, und die Grundlage seiner Anschauungen war die Autorität der Kirche, der Eckpfeiler, auf dem sein Weltgebäude beruhte. Er war vom Kopfe bis zum Fuße Romantiker. In seiner Jugend hatte er Volkslieder gesammelt und zur Guitarre gesungen, in seinem reifern Alter „die historische Schule“ begründen helfen und ihr Organ durch sein Geld unterstützt; er hatte Bücher geschrieben, um seine Standesgenossen zu einem gemeinsamen Wirken für Zwecke zu gewinnen, welche, von äußerst phantastischen Voraussetzungen ausgehend, nur einem hochfliegenden Geiste wie dem seinen erreichbar schienen.

Er war ein reichbegabter Mann, mit einer staunenswürdigen Combinationsgabe, welche ganz weltenweit auseinanderliegende Dinge so in Verbindung zu bringen wußte, daß sie plötzlich das wunderbarste Licht aufeinander warfen; seine Phantasie wühlte in der Sagenwelt aller Völker umher und baute eine mystische Menschheitsgeschichte daraus auf, mit Folgerungen auf die Entwickelungen der Gegenwart und der nächsten Zukunft, welche man gefesselt und geblendet anhörte, wie man alte Wahrsagungen anhört, betroffen, erregt und ungläubig. Kurz, er war ein Kopf voll Aberglauben, aber auch voll der dichterischsten und geistreichsten Gedanken, welche dem Aberglauben untergelegt werden können.

Ist der alte Herr todt? fragte Anna lächelnd. Sie lassen mich bedauern, ihn nicht persönlich gekannt zu haben.

Er war ein anziehender Mann, fuhr der Geistliche fort, und er würde Sie für sich gewonnen haben, wie viele Frauen; er liebte die Frauen, obwol er nicht gewissenhaft gegen sie war und das ihn unterjochte, was den Vortheil der Nähe hatte. Er war auch darin ein Aristokrat vom reinsten Wasser, ein systematischer Egoist; die Kirche, der Staat waren da für die romantische Weltordnung, deren letzter Ausdruck Ritter

und Knecht ist, und die Welt war da zum Genusse des Ritters. Eine solche Anschauung war bei ihm weniger verletzend, weil sie in ihm aus dem Bewußtsein einer geistigen Aristokratie hervorging und verbunden war mit dem Eingeständnisse, daß sie da absurd wird, wo dies nicht der Fall ist.

Aber jedenfalls war er ein großer Häuptling in seinem Stamme, fiel Anna ein.

Er war es. Man schaute mit einem gewissen Stolze auf ihn. Man hielt ihn für einen großen Gelehrten; man bewunderte ihn, man ließ ihn seine Zwecke verfolgen, aber man unterstützte ihn dabei nicht. Man scheute sogar seine beunruhigende, die Denkthätigkeit aufstachelnde, Aufregung mit sich bringende Nähe. Man ist realistisch und indolent in diesem Lande. Der Freiherr von Nesselbrook war eine Anomalie unter seinen Standesgenossen. Und so stand er einsam. Ja, zu vielem, was er begann, schüttelte man den Kopf, spottete wol im stillen darüber oder widersprach ihm und spornte dadurch doppelt seinen Thätigkeitstrieb. Freunde hatte er weniger. Ein Mann wie er, der sich viel in der Welt umtrieb, der mit Gesinnungsgenossen in Oesterreich, Italien, Frankreich, Belgien in Verbindung stand, hat tausend Bekannte; Freunde daheim weniger. Ich gehörte zu

den wenigen, obwol ich in ewigem kleinem Kriege mit ihm war. Der liebe Gott hat mir nun einmal eine nüchterne und ein wenig trockene Natur gegeben; als ich in die Schule ging, waren Mathematik und Logik Dinge, welche man uns einbläute, und es gehörte noch nicht zur Erziehungsklugheit wie heute, Parteitendenz für Geschichte zu geben. Und so war ich für meinen Freund der lebendige Widerspruch; aber ebendeshalb bedurfte er meiner. Ich war ihm der Vertreter der Opposition der Welt von heute und vielleicht auch seiner eigenen innern Selbstkritik; er bedurfte meiner, um mich zu besiegen, um mich niederzuargumentiren.

Sie waren Seiner Majestät getreueste Opposition? warf Anna lächelnd ein.

So etwas, versetzte Zander. Mein Freund Nesselbrook war in seiner Häuslichkeit nicht glücklich. Er war früh verwitwet und hatte nur eine Tochter. Neben der Tochter waren ein Neffe und eine Nichte in seinem Hause, die hinterlassenen verwaisten und vermögenslosen Kinder einer ältern Schwester. Nesselbrook's Vermögen wäre nach den alten Fideicommißbestimmungen seiner Familie auf den Neffen übergegangen; aber die Fideicommisse waren in jener Zeit aufgehoben, und die Tochter meines Freundes war also seine Erbin.

Diese Tochter jedoch that ihm das größte Herzeleid seines Lebens an: sie liebte einen Offizier, der von unstichhaltigem Adel und noch obendrein ein Protestant war; sie ging mit dem Geliebten durch, und mein armer, alter Freund gerieth dadurch so außer sich, daß es der kalten Klugheit der Nichte leicht wurde, wieder ins Gleiche zu bringen, was die moderne Gesetzgebung verbrochen hatte, die Enterbung der Tochter und die letztwillige Zuwendung des Vermögens an ihren Bruder und sich zu bewirken.

So standen die Dinge, als eine eigenthümliche Veränderung in den Gedanken und Ueberzeugungen meines Freundes einzutreten begann. Es würde zu weit abführen, Ihnen den Zusammenhang dieser Veränderung psychologisch zu entwickeln, und es mag genügen, wenn ich sage, daß der alte Herr eben älter wurde und in dem Maße, wie seine Phantasie abnahm, sein Verstand kühler die nichtigen Ergebnisse oder die völligen Schiffbrüche seiner kühnen Vorsätze und gewaltigen Bestrebungen überblickte, auch sein Gemüth einen größern Raum in ihm anzunehmen begann, sodaß nach und nach an die Stelle der romantischen und, wie er sagte, historischen Grundsätze rein menschliche traten. Es kam damit eine größere Unruhe und Rastlosigkeit über ihn; er begann

noch mehr zu reisen, und nachdem ich ihn lange nicht mehr gesehen...

Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, hochwürdiger Herr, sagte Anna hier; ich interessire mich für Ihren alten Herrn von Nesselbrook, und weil ich das thue, möchte ich mir ein klares Bild von ihm machen. Dies Bild begann aber ins Verschwimmen zu gerathen bei dem, was Sie eben sagten. Kommen Sie meinem schwachen Frauenzimmer-Begriffsvermögen zu Hülfe und sagen Sie mir das noch einmal: weshalb trat eine Aenderung in den Ueberzeugungen dieses Mannes ein?

Wenn Sie ein ganz klares Bild von diesem Manne haben wollen, liebes Fräulein, so will ich Ihnen zuerst eine Zeichnung geben, die ihn in leichten, doch genialen Umrissen darstellt, und dann will ich versuchen, Ihre Frage gründlicher und verständlicher zu beantworten.

Der geistliche Herr stand auf und holte aus seiner Schlafkammer eine in einen einfachen schwarzen Rahmen gefaßte Zeichnung herüber, die, in leichten Bleistiftzügen entworfen, doch Anna sofort in hohem Grade anzog. Man blickte in ein großes, mit mancherlei alterthümlichem Geräthe und Bücherschränken gefülltes Gemach; alte Waffenstücke standen in den Ecken; seltsame Götzenbilder und dazwischen Statuetten von

Heiligen und ritterlichen Gestalten auf den Borden; gemalte Glasscheiben bedeckten die Fenster, welche ohne Vorhänge waren. Ein aus Stein gehauener großer Ritter, der sicherlich aus irgendeinem zerstörten Kreuzgange eines Klosters oder Domes herrührte, kniete mit gefaltenen Händen in einer der Ecken. Im Vordergrunde des Bildes, auf zwei dicht aneinandergerückten und geschnitzten alten Lehnsesseln, saßen zwei Männer, ein großes Buch aufgeschlagen auf ihren Knien haltend. Der ältere von ihnen, der zur Linken, war in einem weiten mit Pelz gefütterten Schlafrocke; er hatte ein kahles, majestätisches Haupt, eine mächtige Stirn mit gewaltigen Brauen, eine starke, gebogene Nase und den Ausdruck kühner Entschlossenheit um den Mund und das energische Kinn; es war eine merkwürdige Mischung von westfälischem Baron und einem Brahminen oder einem Hohenpriester der Isis in diesem Kopfe, der mit einem halb triumphirenden, halb strafenden Blicke auf den neben ihm sitzenden Mann, in welchem man sofort das Bild des geistlichen Rathes erkannte, schaute. Der ausdrucksvolle, in wenigen markirten Zügen angelegte Kopf dieses letztern blickte, wie es schien, ein wenig kleinlaut und betroffen auf die Stelle im Buche nieder, auf welche der Baron wie gebieterisch deutete.

Anna betrachtete das anziehende Bild mit großem Interesse. Dann sagte sie scherzend: Sie scheinen mir da ein wenig in der Klemme, hochwürdiger Herr — der Baron beweist Ihnen da vorn auf dem Bilde, daß Sie etwas Unrichtiges behauptet haben, und hinter Ihnen scheint über das, was Sie gesagt, der steinerne Ritter die Hände zusammenzuschlagen und den Himmel um Vergebung für Sie anzuflehen!

Es sieht fast so aus, antwortete Rath Zander lächelnd. Wir sind da dargestellt im Streite über des Barons Lieblingsthema, Gott habe das Chaos und das Licht, aber dann habe Lucifer die Erde geschaffen. Lucifer sei danach gefallen durch den Stolz auf dieses sein gelungenes Werk, dessen Gelungensein doch, wie Sie wissen, von unzufriedenen Geistern und tadelsüchtigen Köpfen zu allen Zeiten sehr in Zweifel gezogen worden ist. Durch jenen Fall aber sei das wohlthätige, wärmende Licht zum verzehrenden Feuer geworden. Er war ein gnostischer Ketzer in seiner Theosophie. Ein Geologe würde ihn einen Vulkanisten genannt haben. Wenigstens war er ein Vulkan, der aufflammte, wenn man ihm in solchen Dingen widersprach; aber er scheute den Widerspruch der Gelehrten, weil seine Systeme nicht auf streng wissenschaftlichen Forschungen und Grundlagen beruh-

ten und sich lieber an die Phantasie seiner Hörer wandten als an ihre Kritik. Aber die Phantasie — und damit komme ich zur Beantwortung dessen, was Sie mich zuletzt fragten —, die Phantasie verliert ihre Macht über uns, wenn wir älter werden, und die Kritik, welche wir von uns abgewehrt, besiegt zu haben glauben, entsteht dann allmählich in uns selber. Diese Kritik mag sich auch in der Seele des Barons Geltung verschafft haben; sie mag ihm gezeigt haben, daß er in seinem langen Kampfe mit den Richtungen seiner Zeit keinen einzigen Sieg errungen; daß er, weit entfernt, einen Fuß breit Bodens für seine Grundsätze zu gewinnen, diese nur immer mehr an Bedeutung für die Gegenwart verlieren sehe; daß das Licht der Autorität täglich mehr von seinem Glanze verliere und das Feuer der Humanität auf dem von seinem Lucifer aufgebauten Theater der Welt täglich heller strahle. Er sah alles, wofür er sich gemüht, woran er die ganze Kraft seines Wollens und all seine Arbeit gewandt, zusammenbrechen, zunichte werden in den Ereignissen und in den Gestaltungen neuer Verhältnisse. Die wachsende Erfahrung zeigte ihm die Menschen selbst von anderer Natur, als die Phantasie sie ihm früher gezeigt. Er sagte mir einst selbst mit einem schmerzlichen Seufzer: „Und wenn wir das ganze

Gebäude des Feudalismus wieder aufgebaut hätten, es hälfe uns dennoch nichts, denn wir haben keinen Feudalismus mehr in uns selber!" Und ich antwortete ihm darauf Goethe's Wort:

Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Und dann kam noch ein anderes Moment hinzu. Wenn wir älter werden, wächst nicht allein die Gabe des schärfern Erkennens in uns, es wächst auch das Gemüth; seine Forderungen werden stärker, und je mehr wir uns kühl von der Welt in uns selbst zurückziehen, desto mehr verlangt unser Herz von dem nächsten Kreise, der uns umgibt. Und hier war der Baron nicht glücklich. Seine Tochter war von ihm geflohen, und er hatte sie verstoßen. Ich darf annehmen, daß er diesen Schritt zu bereuen begann. Die Nichte, welche ihm die Tochter ersetzte, beherrschte ihn; er fürchtete sie, und ich glaube, er begann es zu empfinden, daß sie ihn beherrsche. Kurz, es kam allmählich eine tiefe Verstimmung über ihn. Als ich ihn das letzte mal sah, fand ich ihn sehr alt geworden, schweigsam und übel gelaunt; er war stumpf für seine gewöhnlichen Lieblingsgegenstände, er ließ mich gegen seine Gewohnheit zum Reden kommen und fragte nach meinen Ansichten in mancherlei Dingen, auf die er

sonst, als von moderner Aufklärung verwaschen und verwässert, nicht horchen wollte. Ich verließ ihn und hörte dann, daß er eine größere Reise angetreten habe. Ein halbes Jahr später erhielt ich von ihm eine Sendung aus Meran, wo er sich aufhielt — ein Packet, welches einen Brief und sein Testament enthielt. Dieses Testament war für mich überraschend genug. Es war ein höchst merkwürdiges, an tiefen Gedanken reiches Actenstück, worin mein alter Freund seinen völligen Abfall von seinem frühern Glauben, einen völligen Umschwung in all seinem Denken aussprach. Man blickte, wenn man diese Blätter las, in eine zerschlagene Welt, eine zertrümmerte Tempelherrlichkeit, eine hohe, aber in Schutt und Trümmern liegende Kathedrale. Die Quadern, welche die fromme Symbolik unserer Väter sozusagen durchgeistigt, die hohen Säulenbündel, welche die Scholastik verkittet, all die gothischen Blumen- und Blätterzacken und Phialen, welche fromme Phantasie geschnitzelt und gekräuselt — das alles lag von der unerbittlichen Verderberhand des alten Mannes zerschlagen und zerstreut in wüsten Trümmern durcheinander; nur der Altar stand noch unangetastet da, und auf dem Altare das Bild einer Gestalt, welche die Rechte zum Segnen erhebt, die Linke auf das Haupt eines Kindes legt

und die Worte spricht: „Ihr sollt anbeten im Geiste und in der Wahrheit!“

Welch ein Charakter! sagte Anna, die gespannt dieser Erzählung zuhörte.

Mit dem Umschwunge in seinem Denken war der Umschwung in seinen Entschlüssen Hand in Hand gegangen, fuhr der Rath fort. Er widerrief sein früheres Testament, welches seine Güter seinem Neffen und seiner Nichte vermacht hatte; er setzte den ältesten Sohn seiner durch das frühere, gerichtlich übergebene Testament enterbten Tochter zum Universalerben ein. Zugleich erwähnte er einer bei einem Bankier Heckermanns in den Niederlanden deponirten Summe, welche dem Universalerben bei dessen Großjährigkeit ausgehändigt werden solle. In dem die Sendung begleitenden Briefe an mich, den im Testamente ernannten Executor desselben, beauftragte er mich, diesen seinen letzten Willen aufzubewahren bis zum vierundzwanzigsten Geburtstage seines Enkels. Erst in dem Augenblicke, wo derselbe mündig werde, und nachdem er als vermögensloser junger Mensch im Kampfe mit dem Leben zu einem Manne und zu einem Charakter geworden, solle ihm der Reichthum in den Schos fallen. Bis dahin war mir das strengste Stillschweigen auferlegt. Sein Enkel aber solle, nach-

dem ihm das Testament übergeben, dieses letztere unter Strafe der Nichtigkeit durch den Druck veröffentlichen.

Nun, so ist ja alles in Richtigkeit, sagte Anna hier; jener vierundzwanzigste Geburtstag wird eben herannahen, und ich bringe Ihnen die einst bei Heckermanns deponirte Summe mit den seitdem aufgelaufenen Zinsen....

Sie haben recht, unterbrach sie der Rath, jener Tag naht, Sie bringen das Geld — und doch...

Ist der Enkel vielleicht todt oder verschollen?

Durchaus nicht, er lebt in bester Gesundheit.

Nun, dann begreife ich nicht...

Sie werden meine Verlegenheit begreifen, wenn ich Ihnen sage: ich habe das Testament nicht mehr — das Testament ist fort!

Das Testament ist fort? Wo ist es, wer hat es Ihnen genommen?

Der Rath rieb die Hände übereinander, strich sich über die Stirn, schlug dann halb im Kummer, halb im Zorne auf die Lehne des Sessels und sagte: Mein Gott, soll ich auch das noch Ihnen sagen? Aber sei es darum, sei es darum — Sie müssen ja alles wissen, wenn Sie mir rathen sollen; so hören Sie! Es war vor Jahren, vor fünfzehn Jahren vielleicht, als eine große Aufregung sich der Provinz bemächtigt

hatte. Die Regierung hatte mit der eisernen Hand einer unverständigen Gewalt in kirchliche Verhältnisse eingegriffen; die Gemüther waren bewegt, erhitzt und in feindliche Lager gespalten, die sich mit Büchern, Broschüren, Zeitungen befehdeten. In meiner ruhigen Art, die Dinge anzuschauen, sprach ich meiner Ueberzeugung treu, sprach lebhafter, als es in meiner Stellung klug war, dem Für und dem Wider, wie ich glaubte, maßvoll gerecht werdend. Es ist immer meine Natur gewesen, mich gegen blinde Parteinahme zu stemmen und von den Extremen abgestoßen zu werden. Wo ich den Feind zu sehr schmähen höre, werde ich des Feindes Vertheidiger, wo ich den Freund zu sehr preisen höre, werde ich des Freundes Widersacher; ich kann nun einmal nicht anders; höher als Freund und Feind steht mir gerechtes Maß: amicus Plato, amicus Cicero, magis amica veritas! Dennoch gerieth ich in den Verdacht, eine Broschüre geschrieben zu haben, welche der Staatsgewalt in hohem Grade misfallen hatte und nach deren Verfasser sie emsige Nachforschungen anstellte. Eines Tages trat ein Beamter des Gerichts bei mir ein und forderte mich auf, ihm die Durchsicht meiner sämmtlichen Schriften zu gestatten. Ich gewährte sie ihm in großer Bestürzung. Mein Gewissen war nicht beschwert, aber es war auch

nicht gerade rein. Manche meiner Excerpte, mancher in ein Tagebuch geschriebene Gedanke, oft nur von der augenblicklichen Stimmung eingegeben, mancher von Freunden geschriebene Brief — das alles war eben nur für mich geschrieben, nicht für das Auge eines dritten, eines Beamten der Staatsbehörde. Dieser durchforschte alles. Er fand auch das Testament und den dazu gehörigen Brief. Dann nahm er sämmtliche Schriftstücke an sich, um sie an höherer Stelle vorzulegen. An höherer Stelle fand man den Verdacht zwar nicht bestätigt, aber man gab mir meine Schriften nicht zurück, man händigte sie — ich weiß nicht aus welchen Gründen — meinem Ordinarius zur Kenntnißnahme ein. Ich wurde nach zwei Tagen vor meinen kirchlichen Oberhirten berufen. Er trat mir mit mildem Ernste entgegen, und indem er mich auf einen Stuhl neben sich zog, sagte er, daß er sich freue, erfahren zu haben, wie ungegründet der Verdacht sei, den man wider mich erhoben, und daß ich jetzt mit um so versöhnlicherer Stimmung über eine verletzende Maßregel denken müsse, die meine Unschuld herausgestellt habe. Ein Stein fiel mir vom Herzen bei diesem gütigen Empfange, wenn ich auch nicht ohne eine gewisse Demüthigung daraus abnehmen konnte, wie harmlos meine Tagebucheinfälle und wie

gründlich ungefährlich meine intimsten Gedanken erschienen seien; unsere Eitelkeit mischt sich eben in alles, und es hatte jener Verdacht mich empört und mir, da das fragliche Buch sehr geistreich geschrieben war, auch wieder geschmeichelt.

Es ist aber, fuhr dann der Bischof fort, unter Ihren Papieren eine Urkunde gefunden worden, welche man mir übergeben hat und deren Rechtsbeständigkeit nach der Aussage unsers Justitiars nicht in Zweifel zu ziehen sein soll; wollen Sie mir erzählen, wie es sich damit verhält?

Ich erzählte, was ich darüber mitzutheilen hatte, was ich Ihnen eben mittheilte, und sah, wie alles, was ich sagte, nur den sorgenschweren Ernst meines frommen Ordinars verstärkte.

Es ist unmöglich, dieses Testament zu veröffentlichen, sagte er, nachdem ich geschlossen; denken Sie an das furchtbare Aergerniß, welches gegeben würde, wenn der Mann, der als eine Stütze und Zierde des Tempels galt, plötzlich als Herostrat erschiene, wenn er, mit diabolischer Weisheit als seiner Rüstung angethan, aufträte als der Widersacher des Hauses Christi, als ein Bedränger der Kirche, die der Bedränger so viele hat in diesen abfallsüchtigen, von falschen Propheten verführten Zeiten. Und denken

Sie an den Sturz und Ruin einer angesehenen und durch fromme Anhänglichkeit und Opferbereitwilligkeit für das Haus des Herrn ausgezeichneten Familie, welcher mit der Veröffentlichung dieser Urkunde verbunden wäre. Und ist diese Urkunde nicht auch eine in sich ungerechte That? Hat Nesselbrook nicht das Richtige gethan, als er die Tochter enterbte und sein Vermögen dem Neffen zuwandte, der nach den alten Familiengesetzen der einzige berechtigte Erbe war? Hat er nicht recht gehandelt, indem er durch neuere Gesetze den alten Brauch seiner Vorfahren nicht umstoßen ließ? Und thut er nicht schreiendes Unrecht, jetzt das Gegebene wieder zu nehmen, das Gültiggewordene wieder umzustoßen? Was spricht Ihr Gewissen darüber? Was war Ihre Absicht? Was gedachten Sie zu thun?

Ich stockte mit der Antwort; ich erwiderte dann, daß ich sehr wider meinen Wunsch und Willen zum Executor dieses Testaments gemacht worden, daß es mir schwer auf der Seele gelegen allezeit, daß ich jedoch einmal der Executor sei und mich auch dieser Aufgabe nicht habe entziehen können, denn mein Widerstreben ohne Zweifel vorhersehend, habe der Baron mir wohlweislich verschwiegen, wohin ich ihm antworten könne, und seitdem ich jenes Document

empfangen, sei ich gänzlich ohne irgendeine Andeutung darüber geblieben, wo er sich aufhalte und wo er gestorben.

Und daher betrachten Sie sich als Executor und mit allen Pflichten eines solchen belastet?

Allerdings muß ich das, versetzte ich.

Wir brauchen uns jedoch nicht Pflichten aufbürden zu lassen wider unsern Willen, sagte der Bischof; wenn mir ohne vorherige Frage, ob ich sein Mandat annehmen wolle, ein Mensch die Anwaltschaft in einer ungerechten Sache überträgt, so behandle ich ihn als einen Thoren. Ich glaube, daß Sie berechtigt waren, diese Urkunde, die Sie nicht zurückgeben konnten, als einen bösen, verderblichen und Ihr Seelenheil bedrohenden Gegenstand den Flammen zu übergeben.

Vielleicht, wenn ein Fremder sie mir aufgebürdet hätte, versetzte ich; aber der mir diese Urkunde sandte, war mein Freund. Es war keine einseitige Aufbürdung einer Last. Wir hatten beide Rechte aneinander, wir hatten beide das Recht der Freundschaft, uns gegenseitig Dienste zuzumuthen, auch wenn sie schwer und mit Selbstverleugnung verbunden waren. So wenigstens habe ich unser Verhältniß aufgefaßt. Ich habe das Testament empfangen und an mich genom-

men und treu aufbewahrt, in der Intention, der Executor zu sein. Durch diese Intention bin ich jetzt rechtlich gebunden und vor meinem Gewissen verpflichtet. Ich kann nichts daran ändern, und wenn die Stunde kommt, wo ich mich der Pflicht entledigen muß, kann ich nur sprechen: Lavabo inter innocentes manus meas.

Der Bischof schüttelte das Haupt und nach einer Weile sagte er nachdenklich: Die Sache ist eine schwierige und es lassen sich darüber verschiedene Meinungen aufstellen, die auf den ersten Anblick gleich probabel erscheinen. Ich will mit dem Beirathe gewiegter und in der Casuistik erfahrener Männer erwägen, welches die sententia probabilior ist. Eins aber steht fest: da Sie sich als den Executor dieses anstößigen und Aergerniß und Unfrieden säenden letzten Willens betrachten, und ich stimme Ihnen allerdings darin bei, daß Sie durch Ihre Intention eine solche unselige Pflicht übernommen, so haben Sie auch das Recht, statt Ihrer einen Substituten für die Execution zu ernennen.

Freilich, versetzte ich, und ich würde dazu übergehen müssen, im Fall ich mich alt und schwach oder durch Krankheit hinfällig werden fühlte, bevor ich jenen im Testamente namhaft gemachten Zeitpunkt der Veröffentlichung erlebt hätte.

Gewiß, fiel der Kirchenfürst ein, und Sie können es in jedem Augenblicke. Und darum ist es das Beste, Sie legen das Ganze durch solch eine Substitution in die Hände Ihrer Vorgesetzten. Fügen Sie dem Documente eine von unserm Justitiar beglaubigte Clausel hinzu, wodurch Sie für die Ausführung des Testaments den jeweiligen Oberhirten auf dem bischöflichen Stuhle Ihrer Diöcese zu Ihrem Stellvertreter ernennen.

Ich erschrak bei diesen sehr bestimmt und im Tone des Befehls ausgesprochenen Worten. Das durfte, das konnte ich nicht. Es wäre ein schmachvoller Verrath am Vertrauen meines Freundes gewesen. Zwar sein in dem Testamente niedergelegtes Glaubensbekenntniß theilte ich nicht. Seine Vorschrift, daß dieses Glaubensbekenntniß veröffentlicht werden solle bei Strafe der Nichtigkeit des Testaments, misbilligte ich in hohem Grade. Aber für mich war das Wesentliche der eigentliche darin enthaltene letzte Wille, der sein Vermögen wieder dem rechten Erben zuwandte und eine nach meiner Ueberzeugung gerechte Restitution aussprach. Für die Ausführung dieses letzten Willens mußte ich einstehen. That ich aber nach dem Gebote meines Oberhirten und Vorgesetzten, so mußte ich fürchten, daß der letzte Wille meines Freundes

nicht ausgeführt würde. Für den Fürsten der Kirche war das Wesentliche in dem Actenstücke das darin enthaltene Aergerniß, welches seine Heerde bedrohte. Von seinem Standpunkte aus mußte die Frage nach dem ungerechten Mammon eine untergeordnete sein. Das Seelenheil seiner Gemeinden stand ihm höher als vier oder fünf Rittergüter; es mußte ihm höher stehen — es gab für ihn nur Eine sententia probabilis in diesem Falle, und die hieß: ad ignem! Ja, wäre ich Bischof gewesen, ich hätte dieselbe Sentenz gesprochen! Vielleicht hätte ich es. — Aber ich war nicht Bischof, ich war nicht Priester in dieser Sache, ich war nichts als ein Privatmann, ein Mann von Ehre, ein Freund. Und so mußte ich meinem Oberhirten widersprechen, so mußte ich seinem Befehle Ungehorsam entgegenstellen, so mußte ich taub bleiben gegen seinen milden und väterlichen Zuspruch; ich mußte hartnäckig bleiben gegen seinen apostolischen Ernst. Es war eine schwere, schwere Stunde für mich!

Der geistliche Rath fuhr mit der Hand über die Stirn; es schien, die Erinnerung an diese schwere Stunde lag noch immer wie eine drückende Last auf seinem Gemüthe.

Und dann? fragte seine Zuhörerin, immer mehr erregt von seiner Erzählung.

Der Bischof hatte mich entlassen, zur weitern und reifern Erwägung der Sache. Nach einigen Tagen beschied er mich wieder zu sich.

Es gäbe vielleicht einen Ausweg aus dieser schwierigen Angelegenheit, die mir wie eine Last auf dem Herzen liegt, sagte er. Sind Sie überzeugt, daß Ihr Freund, der alte Baron Nesselbrook, nicht mehr unter den Lebenden ist? Ist eine officielle Nachricht von seinem Tode vorhanden?

Nein, keineswegs, versetzte ich; er ist abgereist, er hat seine Güter stillschweigend in den Händen seines jetzt schon verstorbenen Neffen und seiner Nichte gelassen; er ist verschollen; sein erstes Testament, das, wie man allgemein weiß, die letztern zu Erben einsetzt, beruht noch heute bei Gericht, doch ist auf eine Todeserklärung und Veröffentlichung desselben von diesen Erben angetragen.

Also eine Nachricht von seinem Tode ist nicht da? sagte der Bischof. Daraus erwächst uns eine große Hoffnung. Und wie alt würde er sein, wenn er noch unter den Lebenden wäre?

Etwa sechsundsiebenzig Jahre jetzt, versetzte ich. Er war ein robuster Mann von großer Lebenskraft.

Wohl denn, fiel der Bischof ein, so bieten wir

alles auf, um seinen Aufenthalt zu erfahren. Sagen Sie mir alles, was dazu führen kann.

Ich wußte dazu wenig anzugeben. Die Sendung Nesselbrook's war mir aus Meran zugekommen. Seitdem hatte ich, hatte niemand in der Gegend mehr von ihm vernommen. Aber ich deutete auf das Haus in Antwerpen hin, welches von ihm nach einer Stelle in seinem mir übersandten Testamente eine Geldsumme zur Verwaltung erhalten hatte. Vielleicht war er in Verbindung mit ihm geblieben, vielleicht hatte er fernerhin dieses Haus als sein Bankhaus gebraucht.

Der Bischof war hocherfreut über diese Andeutung. Da bietet sich allerdings am ersten die Aussicht, uns beide einer schweren Bürde zu entlasten, sagte er. Ich hoffe, daß der liebe Gott uns dazu beistehen und die Schritte, die ich zu diesem Ende thun werde, nicht vergeblich gethan sein lassen wird. Ueberlassen Sie die Sache mir.

Erleichtert verließ ich die Wohnung meines gütigen und väterlichen Oberhirten, des verehrungswürdigen Mannes, dessen duldsamer Sinn nichts gemein hatte mit so manchen Kirchenvätern von heute, die den Schafen ihrer Heerde als Sturm- und Streitwidder vorschreiten zu müssen glauben.

Und dann? fragte Anna Morell.

Dann erhielt ich eines Tages eine freudige Botschaft aus der Curie des Kirchenfürsten, und als ich ihn wiedersah, sagte er: Ich habe Nachrichten von jenem antwerpener Hause erhalten, das sich mir gegenüber bereitwillig ganz offen über den Aufenthalt des Freiherrn ausspricht. Ihr Freund lebt, er hat vor vier Monaten wenigstens gelebt, und er lebt als weltvergessener und der Welt entrückter Einsiedler auf dem Berge Athos. Sendungen, dorthin gerichtet, gehen an den österreichischen Consul in Thessalonich, der sie ihm ins Kloster Laura auf den heiligen Berg schickt. So ist der glücklichste Ausweg gefunden. Senden Sie ihm das Testament zurück, schreiben Sie ihm, daß Sie es wieder in seine Hände legten, damit er ihm eine Fassung gebe, welche Ihrem Gewissen erlaube, der Executor eines solchen letzten Willens zu sein. Ich selbst will Ihnen einen Brief an ihn beilegen; ich will ihm alles sagen, was Gott mir eingibt, um sein Herz zur Rückkehr zu rühren und ihn abzuhalten, auf einem Willen zu bestehen, der Verwirrung, Aergerniß und Zweifel in die Gemüther werfen, ja, in manches die Saat des Bösen streuen würde.

Ich küßte freudig und dankbar meinem Oberhirten die Hand — es war in der That der Ausweg gegeben. Daß ich nicht säumte, ihn zu ergreifen, können

Sie denken. Als ich den Brief des Bischofs hatte, der mir ihn mit dem Testamente Nesselbrook's am nächsten Tage zuschickte, als ich dann selbst meinen Brief geschrieben, siegelte ich alles sorgfältig ein und sandte das kleine Packet über Triest an die Adresse des österreichischen Consuls in Thessalonich. Und dann, dann harrte ich lange, lange Zeit auf eine Antwort.

Sie bekamen keine?

Nein — niemals.

Und zogen auch keine Erkundigung bei dem Consul ein?

Nach einem halben Jahre that ich es. Ich erhielt die Antwort, der Freiherr von Nesselbrook sei vor etwa drei Monaten im Kloster Laura auf dem Berge Athos gestorben. Seinen geringen Nachlaß dort habe er den Mönchen, die ihn gepflegt, vermacht. Eines an ihn spedirten kleinen Packets entsinne man sich unter den mancherlei beim Consulat einlaufenden und durch dasselbe beförderten Gegenständen nicht. Das war alles, alles!

Damit schloß der Geistliche seine Erzählung, und Anna's Züge bei diesem Schlusse spiegelten etwas von der Rathlosigkeit, welche so lebhaft aus dem Antlitze des alten Herrn sprach.

Das ist freilich eine unangenehme Lage für Sie,

sagte sie; der Enkel des Freiherrn wird, wenn Sie ihm jetzt — der Augenblick seiner Großjährigkeit ist wol gekommen? — die Summe, die ich überbringe, aushändigen, Erklärungen verlangen. Die Erklärung findet sich nur in dem Testament, und dieses haben Sie aus den Händen gegeben, der Post anvertraut — verloren.

So ist es, so ist es ja leider, fiel der Geistliche lebhaft ein — Sie durchschauen das ganz Entsetzliche meiner Lage — ich bin durch diese unglückselige, böse Schrift der unglücklichste Mensch auf Erden geworden!

Während der geistliche Herr matt in sich zusammengesunken niederblickte, die Hände schlaff über die Lehne seines Sessels niederhängen lassend, stützte Anna nachdenklich das Kinn auf ihre Hand. Nach einer Weile sagte sie:

Es kommt viel auf den Charakter des Erben an.

Rath Zander schüttelte den Kopf. Auf seinen Charakter kommt wenig an. Wenn man einem Manne, der arm ist, sagt: Du hast ein Recht auf einen großen und reichen Besitz, so spricht er: So gib! Ich will ihn, ich will mein Recht! Und spricht er nicht so, so thun es die Freunde, die sich plötzlich zahlreich zu ihm gesellen.

Und doch, fuhr sie fort, hängt von seiner Ruhe

und Milde oder von seiner Heftigkeit und Streitlust vieles ab.

Solche Eigenschaften können die Thatsachen nicht ändern.

Nein, aber die Entwickelung der Dinge aus den Thatsachen.

Der Erbe ist ein wohlwollender, guter und bescheidener junger Mann, antwortete der geistliche Herr; aber er hat keinerlei Rücksichten in der Verfolgung eines offenbaren und klaren Rechts zu nehmen; er ist abhängig von niemand, er steht durchaus frei in der Welt.

Und doch, hob Anna nach einer Pause wieder an, wenn er so wäre, daß er mir Vertrauen auf seine Besonnenheit einflößte, würde ich offen mit ihm reden.

Freilich, freilich — aber kann ich?

Schon deshalb, weil Sie ihm dieses Geld übergeben müssen, das ich Ihnen bringe.

Dieses Geld? — Wem gehört es? Der Freiherr von Nesselbrook hat bestimmt, daß sein Testament nur dann Gültigkeit haben solle, wenn es veröffentlicht werde. Es ist nicht da, es kann nicht veröffentlicht werden, also hat es auch keine Gültigkeit, und jene Summe, welche in dem Testament, wie alles

andere Gut, dem Enkel zugeschrieben wird, wem gehört sie?

Welche Schwierigkeiten! rief Anna aus. Und unterdeß sitze ich mit dem abscheulichen Gelde da — und niemand will es mir abnehmen. Aber hören Sie, mein hochwürdiger Herr, sagte sie dann mit großer Bestimmtheit, als sie sah, daß der Rath nur stumm die Achsel zog — es muß Ihnen doch klar sein, daß etwas geschehen muß, daß Sie nicht ruhig und apathisch stillsitzen und sich in ein Schweigen hüllen können, welches jenen jungen Mann einfach um sein Erbe bringt!

Was soll ich thun?

Ich habe aus Ihren Mittheilungen abgenommen, daß die Summe Geldes, um die es sich zunächst handelt, auch alsdann diesem Manne zufallen müßte, wenn Ihr alter Freund niemals irgendein Testament gemacht haben würde.

So ist es. Er ist der Sohn des einzigen Kindes, das Nesselbrook hatte. Sein erstes Testament restituirt sein Vermögen dem Neffen, welchem es die neuere liberale Gesetzgebung gegen allen Brauch, gegen den vielhundertjährigen Erbgang in der Familie Nesselbrook geraubt hatte. Das zweite, verschwundene, restituirte es seinem natürlichen Erben, dem es

der Stolz und die Härte, welche das erste eingegeben, geraubt hatte — und nun, was nun recht und billig, was gut und mir geboten ist — wer kann es sagen?

Die Sache ist freilich verwickelt und arg genug, rief Anna aus, sie ist so, daß ein Mann sich gar nicht herausfinden mag — da muß die einseitigere und weniger grübelnde Kraft des natürlichen Rechtsgefühls in einer Frau helfen. Und dieses Rechtsgefühl sagt mir, daß Sie die Summe, von der zunächst die Rede ist, jedenfalls dem im letzten Testament eingesetzten Erben an seinem nächsten Geburtstage übergeben müssen. Sie gehört ihm, sie ist sein nach dem Willen seines Großvaters — es kann gar kein Zweifel sein, daß dieser sie ihm und niemand anders bestimmte, und am allergewissesten dann, schon zur Entschädigung, wenn der junge Mann um die Güter kommt, weil das Testament untergegangen oder wegen der nicht stattfindenden Veröffentlichung nichtig geworden ist! Und da Sie meinen Rath verlangt haben, gebe ich Ihnen meinen Rath: Sie thun am besten, an jenem Tage dem jungen Manne alles zu eröffnen. Ich halte das für Ihre Pflicht.

Aber mein Gott, sagte der geistliche Herr, erschrocken über diese Zumuthung, die ihn in so viele persönliche Mishelligkeiten und unabsehbaren Hader

drängte — es ist ja nicht möglich! Denken Sie an die Verfolgungen der Familie gegen mich, welche im Besitze der Güter ist und auch jene Summe beanspruchen wird — an die Lage, in welche ich dem jungen Manne selber gegenüber gerathe — es ist ja eine fürchterliche Aussicht!

Anna blickte den verzweifelnden und muthlosen Mann vor ihr mit einem gewissen Mitleiden an. Dann erhob sie sich, reichte dem Geistlichen die Hand und sagte: Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen in dieser Sache. Sie sollen erfahren, daß Sie sich durch dieses große Vertrauen keine schlechte Rathgeberin gewonnen — ich habe früh gelernt, Sorgen, welche große und wichtige Angelegenheiten auf mir Nahestehende legten, zu theilen, und ich habe zuweilen die Freude gehabt, zu sehen, daß, wo ich den Muth fand, zu rathen, es zum Guten führte.

Das eben sagt mir Ihr ganzes Wesen, liebes Fräulein; Ihr rasches Verständniß, Ihr klares Auffassen der Sachlage hat mich wie unwillkürlich gezogen, in meinen Mittheilungen, in einem Vertrauen, wie ich es noch gegen niemand hatte, immer weiter zu gehen. Und ich baue auf Sie, zuerst auf Ihre Verschwiegenheit. . . .

Ich will ernstlich darüber nachdenken, fiel ihm Anna

ins Wort, ob ich nicht vielleicht über den Rath hinaus etwas in der Sache thun kann — wenn ich es kann, werde ich Sie bald wieder aufsuchen — den Namen des jungen Mannes, um den es sich handelt, werden Sie mir nicht sagen wollen — ich verlange ihn auch nicht zu erfahren. Doch möchte ich wissen, ob es wahrscheinlich ist, daß ich hier mit den Menschen, die ein Interesse an der Sache haben, zusammentreffen werde — dürfen Sie mir das sagen?

Weshalb nicht? Es ist das allerdings der Fall, ja, noch mehr, Sie kennen diese Menschen, diese sind uns nahe, sehr nahe.

Es ist genug, genug! rief Anna aus. Und hier haben Sie noch einmal meine Hand zum Danke für all dieses Vertrauen. Jetzt lassen Sie mich gehen. Das Geld bleibt fürs erste in meinem Gewahrsam — bis wir noch einmal uns besprochen — oder bis Sie mir's abnehmen wollen — gegen eine beglaubigte Quittung, um die ich nach Baron Chevaudun's Wunsch bitten müßte — Adieu, Adieu!

Der geistliche Rath begleitete sie die Treppe hinunter und führte sie unter die kleine Veranda, wo Hermine und die beiden jungen Männer ihrer harrten. Jene ging, einige Erfrischungen herbeizuholen — sie besorgte solche Obliegenheiten selbst; die Geschwister

hatten sich in eingeschränkter Lage daran gewöhnen müssen, ohne viel Dienerschaft auszukommen — was davon auf dem Hofe lebte, mußte draußen an der Bestellung des kleinen Gutes theilnehmen.

Als Anna unter der Veranda Platz nahm, ruhte ihr Blick forschend auf Dankmar. Sie hatte die Andeutungen, welche sie von dem geistlichen Herrn erhalten, dahin ausgelegt, daß Dankmar der Erbe ihres Schatzes sei. Sprach nicht die Anhänglichkeit des alten Herrn an den jungen Mann, der Umstand, daß jener dem letztern in seinen Knabenjahren zum Erzieher gegeben worden, und dieses Zusammenwohnen beider für ein besonderes Verhältniß zwischen ihnen? Hatte Zander nicht ausdrücklich die völlige Unabhängigkeit des Erben hervorgehoben — und wer war unabhängiger von all den Männern, die „nahe, ganz nahe" waren, als Dankmar? Burghaus hatte amtliche Pflichten, Boto seine Aeltern — es konnte niemand anders sein als Dankmar.

War Dankmar also der Enkel jenes Barons Nesselbrook, dessen kurze Charakterskizze, wie der geistliche Herr sie in wenig Zügen gegeben, Anna so angezogen hatte? Anna wußte von den Verhältnissen der Personen, welche sie bisher kennen gelernt, nicht mehr, als was Bertha's Geplauder ihr darüber ge-

sagt und was sie aus den Gesprächen in Haus Ebern geschlossen; sie hatte nichts vernommen, was jener Annahme widersprach, und so sah sie mit doppeltem Interesse auf den jungen Mann. Ihr schien, daß, wenn das Schicksal ihn bisjetzt von der Erbschaft irdischen Reichthums ausgeschlossen, es ihm ein reiches geistiges Erbe nicht habe rauben können. Es lag für sie ein eigenthümliches Gepräge geistiger Hoheit auf seiner Stirn; in seinen glänzenden Augen sah sie etwas wie eine Flamme leuchten, die sich am Anblick des Schönen nähren wollte und es suchte, wohin der große, stolze Blick dieses glänzenden Auges fiel. Dankmar begegnete mehrmals ihrem auf ihm liegenden Blicke; sie erröthete dabei ein paarmal leise und ärgerte sich darüber. Sie glaubte sonst ihrer vollständigen Selbstbeherrschung in jedem Gesellschaftskreise sicher zu sein; weshalb war sie es hier nicht? Sie fühlte endlich, auch ohne Dankmar anzusehen, des jungen Mannes Blick zu ausschließlich auf sich ruhen. Es gab ihr eine gewisse Unruhe, und nachdem Hermine zurückgekommen und man von ihren Erfrischungen gekostet, brach Anna auf, früher, als es die Rücksicht auf den nahenden Abend erforderte.

Die Geschwister begleiteten ihre Gäste heim. Dankmar schloß sich an Anna an und Burghaus

wartete auf Hermine, die gegangen war, sich ein Tuch zu holen; beide kamen den Voraufgehenden in einiger Entfernung nach.

Wie gefällt Ihnen unsere Einsiedelei? fragte Dankmar neben Anna schreitend.

Ganz gut — für eine Einsiedelei, und Sie hängen gewiß sehr an ihr!

Hängt ein junger Mann an einer Einsiedelei?

Es scheint, sie fesselt Sie doch.

Nicht just die Einsiedelei, sondern die Verhältnisse. Meine Schwester und ich sind allein, und ich darf sie nicht verlassen.

Würden Sie sonst nicht einsiedeln?

Gewiß nicht!

Was würden Sie thun?

Ich würde die Welt zu sehen, ich würde in ihr zu lernen suchen, ich würde zunächst reisen; ich würde weite Reisen in den Süden, in den Orient machen.

Ist Ihre Schwester so wenig wandersüchtig, daß sie Ihnen nicht folgen würde?

Kann man mit einer Dame reisen, was ich reisen nenne?

Mit einer Schwester, weshalb nicht? Eine Schwester ist anspruchslos und folgsam. Versuchen Sie's einmal.

Ich müßte reich sein.

Vielleicht kommt eine gütige Fee und schüttet Ihnen die Reichthümer in den Schos, sobald Sie einen Entschluß fassen, dessen Ausführung Ihnen die Reichthümer nöthig macht.

Ach, gütige Feen gehören der Märchenwelt an; für unsere Zeit haben sie sich in die viel nüchternere Erscheinung reicher Frauen verwandelt; und von einer solchen Frau möchte ich mir keine Schätze in den Schos schütten lassen.

Wenn sie liebenswürdig wäre, weshalb nicht?

Dankmar schien der Gegenstand so wenig zu interessiren, daß er gar nicht weiter darauf eingehen mochte. Er antwortete nicht. Doch schien Anna eine Antwort zu wünschen; sie sah ihn fragend an.

Weshalb nicht? wiederholte sie.

Weil ich glauben würde, sie würde mich immer als einen mit ihren Schätzen erkauften Gegenstand betrachten.

Kann ein Gegenstand es übel nehmen, wenn man an seinen Erwerb Schätze gewendet hat?

Ich fühle mich eben nicht als Gegenstand.

Darin haben Sie sehr unrecht. Wenn ich reich, sehr reich wäre, sagte Anna, so würde ich nur dem meine Hand geben, von dem ich wüßte, daß er mich

als Gegenstand, als den Gegenstand betrachtete, um den er würbe, nicht meinen Reichthum.

Wenn Sie es so wenden! fiel Dankmar lachend ein. Weshalb nicht? Ein Mann sollte immer nur um ein reiches Weib freien; er ist bei ihr allein sicher, daß er die Wahl ihrer Neigung ist, denn sie allein ist frei, die armen sind gebunden, sie haben keine Wahl. Weshalb sehen Sie mich so an?

Darf ich eine offene Antwort darauf geben?

Gewiß!

Weil Sie mir jetzt misfallen. Sie reden von diesen Dingen nicht so, wie ich glaubte, daß Sie reden würden. Sie reden so prosaisch davon — wie alle Frauen.

Anna erröthete ein wenig. Ihr Tadel ist verbindlich genug, sagte sie. Ich bin aber eben eine prosaische Natur. Zu meinem Glück. Was sollte eine arme Gouvernante beginnen, wenn sie eine poetische Natur wäre?

Sie misfallen mir jetzt wieder! versetzte Dankmar den Kopf schüttelnd.

Das ist sehr schmerzlich für mich, antwortete sie lachend und doch offenbar ein wenig geärgert durch die große Unumwundenheit, womit Dankmar dies sagte. Sprach er so, weil er glaubte, zu einer Gou-

vernante so rundheraus sprechen zu dürfen? — Und weshalb habe ich dieses beklagenswerthe Unglück? fuhr sie in ihrem spöttisch klingenden Tone fort.

Aus einem höchst philosophischen Grunde — weil Sie das erste Gesetz der Aesthetik verletzen.

Wirklich? fragte Anna.

Das erste Gesetz der Aesthetik, fuhr Dankmar fort, ist, daß Form und Inhalt, Gestalt und Wesen in Harmonie seien; deshalb dürfen Sie nicht sagen, daß Sie eine prosaische Natur, eine arme Gouvernante seien; überlassen Sie das Frauen, deren Erscheinung weniger Poesie hat und die eben arme Geschöpfe sind!

Es ist nicht sehr edelmüthig, Herr von Gohr, einem jungen Mädchen philosophische Complimente zu machen; sie kann darauf nicht in der gleichen Sprache antworten, versetzte Anna, wieder ein wenig erröthend.

Sie sollen auch nicht darauf antworten, sondern mir einfach einräumen, daß die Philosophie immer recht hat. Oder ich an Ihrer Stelle will darauf antworten: ich habe mich nur eine prosaische Natur genannt in dem Sinne, welchen man gewöhnlich dem Worte Prosa gibt, und der ganz falsch ist. Man

nennt nur zu oft das Klarverständige, das feste, unbeirrte Wandeln auf einer geraden Bahn, das ausdauernde Beharren, welches mit stiller Hingebung und elastischer Kraft dunkle Pflichten erfüllt oder bescheidene Erfolge erringt, prosaisch. Dagegen nennt man das wilde, regellose, excentrische Verschleudern seiner Lebenskraft oder auch das Entsagen, das schwache Verzichten auf den Kampf mit dem Leben, das Mondsüchtige, Blasse und Thränenhafte Poesie, während jenes doch nur Verrücktheit und dieses nur Krankheit ist. Nach dieser Auffassung ist die Armuth poetischer als der Reichthum; der Schmerz, die Enge, die Nacht, die Niederlage poetischer als das Glück, die Größe, der Tag, der Sieg!

Anna schwieg eine Weile auf diese rasch und feurig gesprochenen Worte Dankmar's.

Sie reden noch immer viel zu philosophisch mit mir, sagte sie dann. Sie stellen allgemeine Behauptungen auf; ich kann nur bei dem einzelnen Falle mein Gefühl fragen, ob die Sonne einer innern Poesie auf die Pfade leuchtet, die ein Mensch wandelt. Und dann muß ich behaupten, daß dies sicherlich auch bei sehr vielen der Fall ist, welche die Armuth dem Reichthume, Dunkelheit dem Glanze und enge Verhältnisse der Größe vorziehen.

Mag sein, doch die freiwillige Entsagung ohne Kampf ist immer krankhaft.

Ich glaube nicht, versetzte Anna. Nehmen wir einen Fall. Denken Sie sich eine im Schose des Reichthums und Luxus aufgewachsene Gräfin, Prinzessin, was Sie wollen. Sie ist wie eine kostbare tropische Pflanze in einem schönen Palmenhause aufgewachsen, in einer Atmosphäre von linder Wärme und Duft; wie ihre Schwestern, die andern, härtern Pflanzengebilde, draußen im Park und im Walde mit Sturm und Wetter, mit Schloßen und Schauern kämpfen müssen, hat sie kaum durch die Scheiben ihres Glaspalastes bemerkt. Die Gesellschaft umgibt sie von Jugend auf, umgibt sie mit ihren Zerstreuungen, ihrem Treiben, ihren ausschließlichen Interessen und — nach und nach auch mit ihrer Langeweile; unsere Prinzessin beginnt die grenzenlose Leerheit und Hohlheit dieser Gesellschaft zu empfinden. Dazu kommt, daß zahllose Bewerber sich um sie drängen, daß sie kein freundliches Wort, keinen lächelnden Blick einem Manne spenden kann, ohne daß er sich berechtigt glaubt, sich um die Hand zu bewerben, welche als Erbin ein Fürstenthum vergibt; daß ihr wegen dieses Eigennutzes die Männer so verhaßt werden wie die Frauen wegen ihrer in Putzsucht und Eitelkeit

aufgehenden leeren Seelen. Wenn ein solches vom „Glücke“ auf den Händen getragenes Wesen nun von der Sehnsucht nach einer andern Existenz erfaßt wird, in welcher sie die Welt von einer andern Seite kennen, begreifen und beurtheilen lernen kann; wenn es sie drängt, ein ihr bisher unbekanntes Glück zu suchen in dem Bewußtsein, daß sie nicht ganz unnütz wie die Pflanze im Palmenhause da ist, sondern zu etwas nützt und dient, etwas Gutes thut, und wenn sie dann einen großen Act der Entsagung übt, ihrer Welt entflieht, sich in bescheidene Dienerkleidung hüllt und ungekannt in eine dienende Stellung begibt, als Lehrerin, als Barmherzige Schwester ...

Oder, unterbrach Dankmar sie, die Frau eines armen Mannes wird, der sie um ihrer selbst willen liebt ...

Als was Sie wollen, fiel Anna ein — liegt dann nicht Poesie in einer solchen Entsagung?

Dankmar schüttelte den Kopf. Ich weiß nicht recht, sagte er. Wenigstens würde die Gestalt dieser märchenhaften Prinzessin in einem höhern Glanze von Poesie erscheinen, wenn sie Energie genug hätte, den Kreis, der sie daheim umgibt, die Schranken der Welt, in der sie steht, zu durchbrechen, in ihres Vaters Palast ihr eigenes Leben zu leben und von

dort aus mit ihren Reichthümern das unzählige Gute zu thun, was sie damit zu thun vermag. Bei dieser Gelegenheit würde sie ebenfalls die Welt kennen lernen und jenes Bewußtsein, nach dem sie sich sehnt, erwerben und gewiß der Welt mehr nützen. Ich weiß nicht, weshalb jemand selbst Unterricht geben sollte, der eine ganze Schulanstalt gründen kann, oder Barmherzige Schwester werden sollte, wenn er vermag, ein ganzes Hospiz zu stiften! Ihre Prinzessin, mein Fräulein, scheint mir nicht praktisch und also auch nicht poetisch.

Ach, Sie verstehen meine Prinzessin nur nicht! versetzte Anna lächelnd. Sie will eben einmal selbst einstehen, die eigenen Kräfte üben, selbst fühlen, wie schwer denn eigentlich das, was man die Last des Daseins nennt, wiegt. Mag sie nicht praktisch sein, mag sie irren, so ist ihr Irrthum doch ein schöner, ihr Wille ein starker, und wie auch der Erfolg sein möge, sie wird nicht umzukehren brauchen, sich nicht zu gestehen haben, daß sie unpraktisch handelte, ohne in ihrem Innern bereichert zu sein, ohne den Horizont ihres Geisteslebens unendlich erweitert zu haben.

Ich will Ihnen nachgeben, daß ein solcher Charakter mit der Stärke, welche zur Ausführung seines Entschlusses gehörte, etwas sehr Achtbares, ja, Be-

wunderungswürdiges haben könnte. Aber sagen Sie mir, würde je ein vernünftiger Mann so etwas thun?

Ein Mann?

Ja, ein Fürstensohn, ein Prinz, der sich doch auch ungefähr in derselben Stellung wie Ihre Palmenhaus-Prinzessin befinden könnte?

Ein Mann ist immer freier gestellt, er hat es nicht nöthig, sich durch einen Gewaltschritt zu befreien.

Nun wohl, er hat es nicht nöthig. Weshalb sollte eine Frau es denn nöthig haben.? Kann sie nicht ihre Energie darauf richten, sich innerhalb ihres Kreises auch so frei zu stellen? Es ist immer mislich für eine Frau, wenn sie ihren Kreis verläßt.

Während der Männer Ehrgeiz ewig darauf gerichtet ist, aus ihren Kreisen heraus in höhere zu gelangen, wehren Sie den Frauen das Recht, nur aus ihrem Kreise in niedere hinabzusteigen? Wie engherzig! rief Anna aus.

Engherzig? Freilich, es mag so lauten! Doch bin ich nicht engherzig — nein, mein Herz ist weit und es schlägt warm und rasch! Ich will auch der Palme nicht wehren, sich unter das gemeine Waldgekrüppel zu stellen, um zu sehen, wie es dem zu Muthe ist! Mir ist es einerlei, was sie beginnt,

wohin sie sich stellt. Ob Prinzessin, ob Barmherzige Schwester oder Magd — was verschlägt das mir! Ich erkenne die Palme doch und von dem Augenblicke an gehört ihr mein Leben und meine Seele. Hab' ich mich darum so lange schmerzlich nach ihr gesehnt, ich einsamer Tannenbaum „im Norden auf kahler Höh'“, um, wo ich sie gefunden, mich mit ihr über das zu streiten, was Prosa und was Poesie ist? Poesie ist jedes starke und feurige Gefühl, das in einer Menschenseele aufloht, jede edle und große Empfindung, die uns über uns selbst hinausträgt und uns fähig macht zur unbedingtesten Hingebung von Gut, Blut und Leben für das, was wir einmal lieben! Das, Fräulein Morell, ist Poesie, und an diese Poesie sollen Sie glauben!

Während Dankmar diese Worte mit schwärmerischem Tone, aber auch mit einem gewissen herrischen, beinahe brüsken Tone und in einer Weise sprach, als ob es in der weiten Welt auch nicht den Schatten eines Grundes geben könne, weshalb er sie nicht der armen Gouvernante neben ihm so frischweg aussprechen solle, warf diese einen scheuen Blick in seine groß und offen auf ihr ruhenden Augen und ward dann abwechselnd bleich und roth. Sie blieb stehen, sie sah sich erschrocken nach den Nachfolgenden um, sie verließ plötz-

lich und ohne ein Wort zu erwidern Dankmar und eilte auf das hinter ihnen folgende Paar zu.

Sie gingen schon so weit mit uns, Sie denken gewiß an die Heimkehr, gnädiges Fräulein, sagte sie hier zu Hermine mit einer wiedergewonnenen Fassung, welche die letztere von der eben stattgefundenen kleinen Scene nichts ahnen ließ.

In der That, versetzte Hermine, wir sehen dort schon Haus Edern durch die Bäume schimmern und können Sie jetzt beruhigt Burghaus' Führung überlassen — wenn Sie ihn nicht in eins seiner Lieblingsthemas, zum Beispiel, wie man lebende Bilder stellen oder echte Spitzen waschen müsse, sich zu sehr vertiefen lassen, so wird er Sie, ohne sich zu verirren, heimbringen.

Ich verirre mich viel seltener, als Sie behaupten, Fräulein Hermine, wenn ich solche Themas zu Damenunterhaltungen anschlage, versetzte Burghaus lachend; jetzt aber könnte ich mich hier im Walde nur verirren, wenn ich statt an den Weg zu viel an die Bosheiten, die Sie mir gesagt haben, dächte — den Triumph werde ich Ihnen aber nicht gönnen!

Dankmar war unterdeß auch herangekommen. Anna verabschiedete sich von Hermine und machte Dankmar eine kurze, kühle Verbeugung; er sah sie so betroffen an, daß er fast vergaß, Burghaus die Hand zum

Abschiede zu drücken. Sie wich offenbar seinen Blicken aus und eilte mit Burghaus rasch davon.

Die Geschwister gingen schweigend heim. Dankmar war ein wenig betroffen, nein, mehr, ein wenig betäubt, bestürzt. Wie hatte er sich so unbesonnen, so kopflos hinreißen lassen können? Und war das ein völliger Korb, den er auf seine rasche, kecke Erklärung erhalten? Oder hatte er Anna nur erschreckt, war ihr Betragen nur Folge mädchenhafter Verwirrung gewesen? So viel war gewiß, es war höchst zweifelhaft, ob seine Erklärung günstig aufgenommen sei, und indem er sich dies gestand, wurde Dankmar sich der ganzen Stärke des eigenthümlichen Gefühls bewußt, welches ihn vom ersten Augenblicke an für das stille, selbstbewußte Wesen dieser schönen und merkwürdigen Erscheinung, die so plötzlich in seinen Lebenskreis getreten, erfüllt hatte. Mit der Raschheit, die in seinem Charakter lag, hatte er dieses Gefühl sich sofort aussprechen lassen; und was nun eben die Folge gewesen, das war nur dazu angethan, in die wenn auch starke, doch bisher ruhige und friedliche Empfindung den Sturm zu bringen — den Sturm der Aufregung, der noch nicht die volle Leidenschaft ist, aber ihr wie das Wehen dem Gewitter vorausgeht.

Hermine sah sich auf dem Heimwege zum ersten male an diesem Tage mit dem Bruder ganz ungestört allein — sie wollte vertraulich mit ihm reden, sie wollte ihm von auffallenden und sie beunruhigenden Andeutungen sprechen, welche die Gräfin Edern ihr gestern, als sie Arm in Arm mit ihr durch den Garten geschritten, fallen lassen. Aber Dankmar schien so in seine eigenen Gedanken verloren — Herminens erste einleitende Worte schien er gar nicht zu hören — daß sie es aufgab, mit ihm ein vernünftiges Gespräch zu führen.

Hörte Dankmar nicht auf seiner Schwester Worte, so schien sich unterdeß Anna ihren Rath, Gundobald in kein Gespräch zu verwickeln, das ihn seine Führerpflichten vergessen lassen könne, desto ernster zu Herzen genommen zu haben. Sie ließ sich in gar kein Gespräch mit ihm ein — sie ging völlig stumm an der Seite ihres Begleiters, bis beide wieder in Haus Edern waren.

Auf ihrem Zimmer angekommen, schritt Anna noch lange unruhig und unstet darin umher.

Du Aermste, sagte sie sich — du glaubtest, du seist auf alle Demüthigungen gefaßt! Auf diese war ich's nicht!

Eine Thräne trat in ihre Wimper.

Dieser Dankmar — war es möglich — war es ehrlich — konnte es ehrlich, konnte es wahr sein?

Sie versank in stilles Sinnen, dem sie sich nach einer Weile mit den Worten entriß: Thun wir zunächst das, was drängt — sehen wir, ob diesem armen Rathe Zander noch irgend zu helfen ist — ich muß ja ohnehin schreiben und berichten — es ist hohe Zeit.

Sie setzte sich zum Schreiben nieder — es wurde ein langer Brief, in welchem gegen das Ende hin mehrmals die Worte „Athos“ und „Kloster Laura“ vorkamen.

Dieser Dantnar — war es möglich — wäre es wirklich — könnte es wirklich, könnte es wahr sein?

Sie verließ in stiller Stunden, wenn sie sich [illegible] einer Wolke mit dem Worten [illegible] [illegible], und [illegible] — [illegible], ob [illegible] [illegible] Zauber noch [illegible] zu [illegible] ist — [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] — es [illegible] [illegible].

Sie setzte sich zum Schreiben nieder — es wurde ein langer Brief, in welchem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Worte „[illegible]" und „[illegible] [illegible]" [illegible].

Zweites Buch.

Der Menschensohn, der schicksallos sich glaubt,
Ihn blickt der Genius der Menschheit schon
Mitleid'gen Auges an, und sieht die Stunde
Beflügelt nahn, die sein Geschick erfüllt.

Hamerling, Ahasver in Rom.

Siebentes Kapitel.

Zwei Freier.

Anna konnte die Beobachtung der Gestalten, welche ihr in den beiden ersten Tagen ihres Aufenthalts auf Haus Edern entgegengetreten, in den nächsten Tagen ziemlich ungestört fortsetzen. Die Hausgenossen kümmerten sich wenig um sie; ihre meisten Stunden waren dem Unterrichte von Comtesse Bertha gewidmet, die sich ziemlich kalt und fremd gegen sie hielt, obwol Anna es an Bemühen, sich Bertha näher zu stellen, nicht fehlen ließ.

Das junge Mädchen war nicht ohne Talent, sie begriff und behielt leicht und Anna fand deshalb ein Vergnügen darin, sie zu unterrichten. Aber sie sah zuweilen Bertha's Augen mit einem Blicke auf sich ruhen, der sie erschreckte. Es war etwas Forschendes, Lauerndes in diesem Blicke. Auch geschah es nicht selten, daß Bertha, die eine Erklärung, eine Auseinandersetzung Anna's in der Unterrichtsstunde auf-

merksam hingenommen hatte, später plötzlich mit Fragen und Einwürfen kam, die offenbar darauf berechnet waren, Anna aufs Glatteis zu führen und ihre Rechtgläubigkeit zu prüfen. Es war, als ob Bertha ihrer Mutter berichtete und von dieser sich solche Einwürfe eingeben ließ. Bertha schien eine wahre kleine Ketzerriecherin. Und dabei hatte Anna gegen den Fürwitz zu kämpfen, den ihr Zögling für alles, was sie betraf, zeigte; sie stellte, offen und versteckt, Fragen nach Anna's frühern Verhältnissen, sie zeigte — und dies meist versteckt — ein ganz unnöthiges Interesse für Anna's Bücher, Habseligkeiten und ihre Toilettengegenstände, von denen ihr manche sehr fremd und unnöthig luxuriös vorzukommen schienen. Es lag dann ein sehr häßlicher Ton hoffärtigen Neides in ihrer Bemerkung: Edwine und ich brauchen das nicht!

Wenn Anna im Familienkreise war, genoß sie häufig die Ehre, von Prinz Günther unterhalten zu werden; er erwies ihr offenbar eine große Aufmerksamkeit, sprach sehr viel und mit anscheinend sehr großer Offenheit von seinen Verhältnissen und von seinen philanthropischen Planen und Ideen — stellte dabei auch wol sehr geschickt gewendete diplomatische Fragen nach ihren frühern Verhältnissen, auf welche

Anna sehr kurze und einfache Antworten gab. Des Prinzen Aufmerksamkeiten waren ihr nicht unangenehm; obwol seine Reden und sein Wesen eben so stark vom Odeur frommer Salbung dufteten wie sein Taschentuch vom Odeur des Jockeyclubs, wurde sie doch durch seine große Gutmüthigkeit angezogen, und was er that, wirkte, was er freilich vielleicht nur als sein Steckenpferd trieb, war doch viel für einen Prinzen — man konnte wol darüber lächeln, konnte seine Erfolge bezweifeln, aber man mußte doch auch gestehen, daß ein achtbares Streben, mehr zu sein als eine vegetirende unnütze Wasserlode am Fuße eines alten Stammes, sich dareinmische.

Außer dem Prinzen und seinem Gefolge kamen noch mehr Gäste nach Haus Edern in diesen Tagen; sie kamen und gingen, manche von ihnen sah Anna gar nicht; das Haus aber schien wie ein Taubenschlag. Die Geschwister Gohr ließen sich jedoch nicht blicken — nicht einmal Dankmar kam zu einem kurzen Besuche herüber. Anna verhehlte sich nicht, daß sie eigentlich an jedem Tage erwartete und fürchtete, ihn zu sehen; daß sie sich erleichtert fühlte, wenn der Tag zu Ende ging, ohne ihn zu bringen, und daß sie sich doch nun desto mehr gereizt, verletzt fühlte und seine Worte, seine Keckheit von neulich immer tiefer empfand!

Was ihr am meisten auffiel in diesen Tagen, war das Benehmen Gundobald's von Burghaus. Es war offenbar eine Veränderung in seinem Wesen eingetreten. Er neckte sich nicht mehr mit Edwine, er war nicht mehr beflissen, den Cavaliere Servente bei ihr zu machen. Er machte keine Scherze mehr. Es war etwas Scheues, Schweigsames über ihn gekommen. Die Ursache konnte nicht darin liegen, daß Edwine mit ihm schmollte — sie war offenbar sehr entgegenkommend gegen ihn; an ihr lag es nicht, wenn er sich so zurückzog. Auch wol an der Gräfin nicht. Sie war die Freundlichkeit selbst gegen Gundobald Burghaus.

Anna sah mehreremal von ihrem Fenster aus beide zusammen im vertrautesten Gespräche in der Avenue von Haus Edern auf- und abgehen. Nach einem dieser Gespräche, nachdem die Gräfin Gundobald verlassen und ins Haus zurückgekehrt war, sah Anna den letztern lange sinnend und zu Boden blickend stehen bleiben — dann rasch ein paar Schritte machen; dann wieder wie unschlüssig stehen bleiben — und endlich in großer Hast davonschreiten, die Avenue hinauf, bis an das Steinkreuz, wo der Weg ins Gebüsch einschlug, der nach Haus Gohr führte.

Gundobald wandte sich hier links — er schien

offenbar tieferregt mit etwas beschäftigt, worüber er sich in Gohr Raths erholen wollte.

Und so war es.

Gundobald verfolgte hastig den Weg durch das Holz und kam mit sehr erhitztem Gesicht in Gohr an. Auf dem Hofe unter der Veranda fand er Hermine in einem Rohrsessel sitzend, mit einer sehr wenig eleganten Näharbeit höchst emsig beschäftigt; in der Eichenallee ging der geistliche Rath, das Brevier betend, auf und ab; Dankmar war, seine Büchse auf der Schulter, gegangen, um einem Rehbocke nachzustellen, der sich aus dem nächsten Gehege herüberverirrt haben sollte.

Also Sie sind allein, gestrenges Fräulein Hermine? sagte Gundobald, als er auf seine Frage nach Dankmar diese Auskunft erhalten hatte.

Ganz allein — werden Sie deshalb wieder auf und davon eilen?

Nein, erst recht bleiben, versetzte Gundobald; es freut mich, daß ich Sie allein treffe. Für Sie dagegen, Fräulein Hermine, ist es kein glücklicher Zufall, der mir so Gelegenheit gibt, mich an Ihnen zu rächen. Ich kann jetzt also den ganzen Haß, den ich Ihnen neulich geschworen habe, an Ihnen auslassen,

wenn niemand da ist, der Ihnen zu Hülfe kommen und mich stören kann.

Ihren Haß? fragte Hermine, von ihrer Arbeit zu ihm aufblickend. Ich fürchte ihn nicht; was können Sie mir anthun?

Ich kann Ihnen all mein Herzeleid aufladen, ich kann Ihnen mein Vertrauen schenken, ich kann Hülfe, Rath, Beistand in meiner Noth von Ihnen fordern; graust Ihnen nicht vor diesem Schicksal?

O nein; ich fühle mich den Pflichten, welche Sie so gütig sind, mir aufladen zu wollen, völlig gewachsen. Sprechen Sie — worum handelt es sich? Was ist Ihr Herzeleid? Wollen Sie in Edern ein Drama mit vertheilten Rollen lesen und wissen nicht die nöthige Anzahl von Exemplaren des Buchs aufzutreiben?

Ach, scherzen Sie nicht; können Sie denn gar nicht etwas, das mich betrifft, ein klein wenig ernsthaft nehmen? Und sehen Sie denn nicht, daß es sich um etwas sehr Schlimmes für mich handeln muß, wenn ich mir in meiner Verzweiflung nicht anders zu helfen weiß, als mich zu Ihnen zu flüchten?

Gundobald sagte dies mit einer halb spöttischen, halb wehmüthigen Miene.

Ich denke, versetzte Hermine nach einer kleinen Pause und wieder plötzlich von ihrer Arbeit auf- und

Gundobald anblickend, der Gedanke, mich um Rath anzugehen, konnte Ihnen doch nicht so fern liegen — ich habe Ihnen wenigstens nie gezeigt, daß es mir gleichgültig sei, wie und was Sie thaten und trieben.

Nein, das ist wahr, Sie haben mir immer gezeigt, daß Sie sehr vergnügt waren, wenn Sie, was ich that und trieb, tadeln konnten! sagte Gundobald mit einem schwermüthigen Tone des Vorwurfs.

Ich dachte, Sie seien gekommen, mir Ihr Leid zu klagen? fiel Hermine ausweichend ein.

Nun ja, erwiderte Gundobald mit einem Seufzer, so ist es auch.

Also — worin besteht es?

Darin, daß die Gräfin Edern mich besser kennen will als ich mich selbst, daß sie die Entdeckung gemacht zu haben behauptet, ich sei sterblich in Edwine verliebt, Edwine in mich, und daß sie voraussieht, wir würden uns im Laufe einer der kommenden Wochen verheirathen!

Ist das in der That wahr? fragte Hermine, überrascht aufblickend.

Daß wir uns heirathen werden? Ich bitte Sie, antwortete Gundobald sarkastisch, was würde nicht wahr, was Gräfin Edern, meine erlauchte Tante, voraussieht?

Und Sie — Sie sind darüber in Leid versenkt, in Verzweiflung? Ist Edwine nicht eine gute Partie für Sie?

Es bringt mich am meisten in Verzweiflung, daß Sie, Sie, Hermine, das so kühl sagen! Sie finden das wol ein ganz gutes Schicksal für mich, daß ich mich mein Leben lang von einer solchen mir aufgezwungenen Frau und einer solchen Schwiegermutter soll gängeln lassen! Zum Henker und frei heraus, in solcher Noth bekommt auch der Feige Muth, und Sie wissen, der Muth des Feigen ist schrecklich — soll ich mich einmal von einem Weibe gängeln lassen, so laß ich mir's höchstens von Ihnen gefallen — das ist meine tiefste Herzensmeinung, und da man mich so drängt, mögen Sie's wissen — sonst hätte ich's freilich nicht herausgebracht, nie und nimmer! Wollen Sie's übernehmen, wohl, so ist's gut, ich denke dann, es ist mein mir von Anfang an bestimmtes Schicksal! Wollen Sie's nicht — nun, dann meinethalb, ich gehe dann diesen Ederns, die mich tyrannisiren wollen, durch und in die Welt und schlage da aus wie ein junges Fohlen oder wie ein unbändiges, wildes Steppenpferd, und der Schaden, den ich dann anrichte, kommt auf Ihre Rechnung, Hermine. Ich kümmere mich um die ganze elende Welt nicht, nur um Sie, Hermine, und nun, nun ist's gesagt!

Gundobald wischte sich nach dieser im Ton des Verdrusses ausgestoßenen Erklärung den Schweiß von der Stirn.

Hermine war bei seinen Worten anfangs ein wenig erröthet und dann ein wenig erblaßt. Doch sagte sie anscheinend sehr ruhig: Gundobald, was ist das nun wieder für eine Art, um die Hand eines jungen Mädchens zu werben! Spricht ein ernster, besonnener Mann so? Kann ich glauben, daß Sie mich lieben, wenn Sie sich auch nur im Scherze vor mir einen Feigling nennen können? Können Sie einem Mädchen sagen, Sie wollten von ihm gegängelt sein, da Sie doch wissen müssen, daß eine Frau von ihrem Manne Stärke, Willenskraft und alle Eigenschaften verlangt, auf die sie sich stützen, von denen sie Schutz und Schirm erwarten kann?

Gundobald sah sie bei diesen Worten überrascht, aber nicht unangenehm überrascht an.

Ach, ich denke eben, es ist Ihnen sehr gleichgültig, wie ich bin, und deshalb bin ich selber sehr gleichgültig dagegen.

Darauf habe ich Ihnen vorhin schon geantwortet. Wenn Sie mir so gleichgültig gewesen wären, würde ich mich nicht so oft über Sie geärgert haben.

Dann dürfte ich mich ja am Ende noch freuen über all die bösen Redensarten, die ich von Ihnen habe hören müssen?

Das hängt von der Wahrheit dessen ab, was Sie mir eben gesagt haben. Wenn Ihnen wirklich so ums Herz ist, wie Sie...

Hermine, sagte Gundobald, aufspringend und ihre Hand erfassend, wie mir ums Herz ist, davon habe ich Ihnen noch keine Silbe gesagt — aber jetzt will ich's Ihnen sagen, daß ich nur Ein Interesse mehr auf der Welt habe, nur Einen Gedanken, und das sind Sie! Aufrichtig gesagt, ich habe früher, wenn ich mich darauf ertappte, daß meine Gedanken so im Wachen und im Traume nur bei Ihnen waren, geglaubt, es sei der Aerger, der Groll gegen Sie, daß Sie mich immer mishandelten und so gar nicht gelten ließen. Seit diesen Tagen aber, wo mich die Gräfin bedrängt, wo ich ruhige Einkehr bei mir selber habe halten müssen, bin ich über mich selbst klar geworden; ich weiß jetzt, daß mein ganzes Erdenglück, mein Leben davon abhängt — daß — daß Sie mir gut sind, Hermine, daß...

Sie legte ihre freie Hand auf die Gundobald's, welche ihre andere umschlossen hielt, und sagte: Ich bin Ihnen gut, Gundobald, von Herzensgrunde,

glauben Sie es mir, und wenn ich Ihnen wehe gethan habe, so kam es nur daher, weil es mir selbst wehe that, zu sehen, wie Sie so nichts dazu thun wollten, mir so zu gefallen, wie mein Herz verlangte, daß Sie es sollten. Ich hätte den Augenblick gesegnet, wo Sie stolz und hochfahrend gegen mich geworden wären — eine edle Natur, die uns Sympathie einflößt, können wir nicht sich zu eitlem Getändel erniedrigen sehen, ohne unsere Sympathie für sie beleidigt zu fühlen.

Trieb ich denn wirklich so viel eitles Getändel?

Vor der Welt wenigstens. Ich weiß, daß Sie im Grunde eine ernste und tiefe Natur sind, ich weiß, daß Sie im stillen halbe Nächte lang arbeiten und studiren können; aber der Welt zeigten Sie sich nicht so.

Kann nicht auch darin ein Stolz liegen? Kann das Getändel nicht auch der Humor sein, in dem sich die Schwermuth einer ernsten, aber stolzen Seele äußert?

Und glauben Sie, ich hätte nicht bei Ihnen diesen Humor herausgefühlt? Aber die Welt fühlt ihn nicht heraus, und sie braucht ihn auch nicht zu fühlen; die Welt achtet nur den, der ihr Achtung abzwingt, und das thut ein Mann nur durch Ernst und stolze Willenskraft.

Sie haben recht, Hermine, gewiß, Sie haben recht, und wenn Sie Gelübde von mir verlangen...

Gelübde nicht, nein, ich verlange jetzt nur, daß Sie sich dort wieder niedersetzen und daß Sie ruhig und vernünftig mit mir überlegen. Denn ach, Gundobald, wir haben beide jetzt viel, viel Vernunft nöthig — wir sind beide sehr, sehr arm, und das dürfen wir nicht vergessen!

Gundobald gehorchte ihr nicht ganz; statt sich zu seinem Stuhle zurückzuziehen, kniete er vor ihr hin, und beide Hände über ihren Knien faltend und sie anschauend, sagte er flüsternd: Doch, Hermine, wir dürfen es vergessen! Siehe, ich fühle mich so unendlich reich; wenn ich in deine Züge schaue, sehe ich wie in die unendliche Schönheit hinein. Macht nicht ein solcher Blick reich für immer? Du weißt nicht, Hermine, wie schön ich dich finde!

Sie neigte ihr Haupt und legte ihre warme, erröthende Wange einen Augenblick auf seinen braunen Scheitel — aber nur einen Augenblick, dann schob sie ihn lächelnd von sich und flüsterte: Sie sind ein Kind, Gundobald, und wie ein Kind unvorsichtig! Wir könnten gesehen werden — Sie wollen ja ernst sein von heute an — gehen Sie auf Ihren Platz

zurück, damit wir wie zwei ruhige, praktische Leute miteinander reden.

Ich möchte aber ewig so kniend bleiben! Verträgt sich das nicht mit dem Ernste? Mir ist so ernst und heilig fromm zu Muthe — ja, wie einem Kinde, das betet!

Herminens Auge hatte einen feuchten Glanz, als sie ihn nach diesen Worten groß und innig anblickte. Sie legte dabei ihre Hand auf seine Schulter.

Und ich soll ja von nun an auch meinen eigenen Willen haben, fuhr Gundobald fort, so laß mich hier damit beginnen; ich werde knien an dieser Stelle, solange ich will, Hermine!

Wenn ich dann aber aufstehe und Ihnen davongehe?

Freilich, das wäre zu schrecklich!

Also stehen Sie auf und hören Sie mir zu.

Er gehorchte ihr und warf sich in seinen Stuhl. — Ich höre, sagte er dann.

Sehen Sie, Gundobald, hob Hermine an, ich nehme Ihre Bewerbung an — vielleicht sollte ich es nicht so rückhaltlos, so rasch — doch, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich bin ein wenig in Ihrer Lage — auch auf mich, scheint mir, hat Gräfin Edern Plane gebaut, die mich beunruhigten und ängstig-

ten — diese Beunruhigung läßt mich das bindende Ja mit weniger Scheu sprechen. Aber, Gundobald, wir sind beide arm. Wir, Dankmar und ich, besitzen nur dieses kleine Gut. Es ist das Vätererbe, das nach altem Brauch und von Rechts wegen Dankmar bleiben muß. Sprächen wir nun offen mit ihm, so würde er — ich kenne ihn genug darin — mir Haus Gohr abtreten wollen. Er würde in die Welt gehen, sich eine Stellung zu suchen. Dieses Opfer will und kann ich nicht annehmen!

Ebenso wenig, wie ich es je dulden würde! fiel Gundobald ein.

Und Sie, Gundobald, fuhr Hermine fort, sind nicht reicher als ich, denk' ich...

Nein, gewiß nicht, sagte Gundobald mit einem Seufzer; ich habe nur noch so viel, um eben leben zu können, bis ich es zu einem Gehalte im Staatsdienste gebracht haben werde. Die Hoffnungen auf die Böhmer'sche Bank, die Boto hegt, scheinen mir noch immer nicht recht verbürgt, und ohnehin werde ich ja jetzt auch wol bei meiner erlauchten Tante, folglich auch bei ihrem Sohne, Vetter Boto, und ihrem Freunde, Herrn Böhmer, ein wenig in Ungnade kommen — damit wird denn meine Justitiarstelle bei

jenem wunderbaren Geldinstitut auch in Frage gestellt sein.

Ja, ja, antwortete Hermine, auf diese Hoffnung werden wir nicht bauen können, und um uns darüber zu trösten, wollen wir hinter das ganze wunderbare Geldinstitut vorderhand noch ein Fragezeichen machen.

Niemand ist geneigter dazu als ich, erwiderte Gundobald.

Wir haben also keine andern Aussichten als Ihre Anstellung? fragte Hermine.

Keine andern, entgegnete er mit einem tiefen Seufzer; und um sie eher zu erreichen, keine Vetterschaften, keine Verbindungen, gar nichts — wir sind in der That sehr arm, Hermine!

Muß ich jetzt die sein, die Ihnen sagt, daß wir trotz alledem reich sind, Gundobald? Wir haben unsern Muth und unser Hoffen, ich meine treue Ausdauer und Sie Ihre Kraft und Ihren Fleiß. Also fühlen wir uns reich...

Und glücklich, Hermine, grenzenlos glücklich!

Hermine reichte ihm ihre Hand über den Tisch hinüber.

Gewiß — es macht mich glücklich, daß Sie es sind — durch mich — aber Sie sehen ein, daß wir fürs erste und vielleicht noch lange, lange schweigen müssen!

Sie haben recht, wir werden es müssen; wenn ich auch mein Glück jedem athmenden Menschen, jedem Baume des Waldes zurufen möchte!

Das dürfen Sie ja auch, den Bäumen, antwortete sie lächelnd; nur nicht so laut, daß horchende Menschen es hören könnten. Was Gräfin Edern angeht, so sagen Sie ihr freilich alles; sagen Sie ihr …

Ich weiß schon, was ich ihr sagen werde; um Edwine nicht zu verletzen, werde ich als den Grund meiner Weigerung, auf ihre Plane einzugehen …

Gundobald wurde hier unterbrochen durch feste, lauttönende Schritte, die von der Holzbrücke über den Graben her erschallten. Es war Dankmar, der zurückkam und bald neben ihnen stand. Er blickte, ohne eine Bemerkung zu machen, arglos in ihre erregten Mienen. Ein anderes Gespräch mußte begonnen werden. Gundobald führte es ein wenig unstet, ein wenig zerstreut, ein wenig aufgeregt; aber Dankmar wurde um so weniger verleitet, etwas von der Scene zu argwöhnen, welche zwischen seinem Freunde und seiner Schwester stattgefunden, als Hermine desto stiller und schweigsamer war; sie fühlte bei alledem, was sonst ihr Herz erfüllte, wie eine drückende Last daraufliegen, daß sie ein Geheimniß vor ihrem Bru-

der haben mußte; das erste Geheimniß, welches sie je vor ihm gehabt.

Als nach einer Stunde Gundobald sich verabschiedete, um heimzugehen, schlenderte Dankmar mit ihm den Weg durchs Gehölz hinunter. Gundobald hatte gegen seine Gewohnheit Dankmar's Arm genommen. So neben ihm schreitend sagte er:

Ich begreife wohl, daß die Menschen, welche doch mit so vielem unzufrieden sind, nicht revolutionärer sind. Sie sind nicht glücklich genug dazu. Ich denke, ein plötzliches ungeheures Glück, das uns überkäme, müßte zu einem wüthenden Revolutionär machen! Es müßte mit dem stürmischen und nicht zu bemeisternden Drange erfüllen, nun alle andern Menschen auch glücklich sehen zu wollen!

Haben Sie sich in ein plötzliches ungeheures Glück so lebhaft hineingeträumt, Gundobald, daß Ihnen die Ahnung eines solchen revolutionären Dranges gekommen?

Vielleicht — weshalb soll man sich nicht einmal hineinträumen? Daß ein solcher Traum Wirklichkeit werde, ist doch am Ende nicht unmöglich.

Freilich, nicht so unmöglich, wie glücklich zu machen durch eine Revolution.

Gundobald wollte antworten, als die beiden jungen

Männer in ihrer Nähe Stimmen vernahmen — bekannte Stimmen, von denen die eine Dankmar das Blut zum Herzen zurückströmen machte — er blieb stehen, er wäre der Begegnung gern ausgewichen — und es war doch zu spät; einen Augenblick nachher erschienen Anna Morell und Comtesse Bertha um die nächste Wendung des Weges; Anna war mit ihrem Zöglinge auf einem Spaziergange durch das Gehölz begriffen, in welches jetzt die niederglühende Sonne ihre letzten Strahlen warf. Das Moos auf dem Boden unter den Stämmen, die Farrnkräuter und das niedere Gestrüpp des jungen Aufschlags lag schon überall im Schatten, auch die kleinen Lichtungen; nur an den grauen, flechtenbewachsenen Stämmen glühte hier und dort ein rother Strahl, während weiter oben Lichter mit einzelnen Laubbüscheln spielten oder ganze Zweigpartien der Wipfel vergoldeten.

Die beiden jungen Männer standen bald vor den ihnen Begegnenden, die eben durch die Lichtfülle einer hellern Stelle ihres Weges auf sie zugeschritten kamen, und Gundobald rief ihnen zu:

Sie sollten auf dem erleuchteten Standpunkte, den Sie eben einnehmen, stehen bleiben, Fräulein Morell; Sie glänzen darin wie eine goldige Lichterscheinung!

Dankmar vermied, Anna's Blick zu begegnen; in

den Tagen, worin er sie nicht gesehen, worin er nicht gewagt, ihre Begegnung zu suchen, hatte er sich immer fester eingeredet, daß seine Worte von neulich von ihr als Uebermuth und selbstzufriedene Zuversicht gegen ein Mädchen in ihrer Stellung gedeutet worden sein mußten; und das lag um so schwerer auf seinem Herzen, als er ja die eigenthümliche Muthlosigkeit empfunden hatte, zu seiner Rechtfertigung auf jenes Gespräch zurückzukommen. Gundobald fuhr unterdeß fort:

Wir beide bewegen uns eben sehr im Dunkel, in dem Dunkel einer schwer lösbaren Frage: Kann man das Glück schaffen durch Revolution, es finden auf dem Wege der Gewalt? Dankmar sagt Nein! Was denken Sie darüber?

Anna und ihr Zögling hatten sich gewendet, um mit den jungen Männern in der Richtung von Haus Ebern zurückzugehen.

Ueber Revolutionen zu urtheilen darf wol ein junges Mädchen sich nicht anmaßen, antwortete Anna nach einer kleinen Pause; aber das Glück finden auf dem Wege der Gewalt? Sollte das nicht zuweilen möglich sein? Ich denke doch, daß es Lagen gibt, worin man ein wenig Gewalt nöthig hat, um das, was zwischen uns und dem Glück steht, zu besiegen. Wir haben doch auch neben dem Gemüth die Kraft.

Anna hatte das im Anfang ein wenig stockend — dann freiern Tones gesprochen. Es war eigenthümlich — sie hatte sich das erste Wiedersehen mit Dankmar so ganz anders gedacht, es gefürchtet — jetzt, wo sie ihn sah, wo sie seine Beklommenheit nicht verkennen konnte, war es so ganz anders; von Groll fühlte sie nicht das Geringste mehr in sich ... war es Schwäche, daß sie nicht grollen konnte?

Bei der Antwort Anna's hatte Comtesse Bertha, welche diese philosophische Unterhaltung zu langweilen anfing, Vetter Gundobald's Arm genommen und begann seine Aufmerksamkeit durch eine Geschichte vom Kutscher Christian und ihrem Pony abzuziehen; Dankmar und Anna sahen sich deshalb gleich darauf nebeneinander im Zwiegespräche, was Dankmar's Beklommenheit gerade nicht minderte. Um so eifriger hielt er an diesem um Allgemeinheiten sich bewegenden Gesprächsstoffe fest.

Ueber den Weg zum Glück denkt wol jeder verschieden, sagte er. Schon jede Frau muß anders darüber denken wie jeder Mann. Wollen Sie mein Glaubensbekenntniß für mich anhören, so ist es kurz dieses: Es gibt am Ende kein Glück ohne innern Frieden, ohne Ausgesöhntsein mit dem Menschenschicksal und ohne das Bewußtsein, daß man seine Aufgabe

erfüllt hat. Die Aufgabe unserer Zeit ist die völlige Befreiung vom Mittelalter und den Lebensformen, in denen der ihm eigenthümliche Geist sich ausprägte. Die Aufgabe des Einzelnen in dieser Zeit ist: dieselbe Befreiung in sich selber zu erreichen. Diese Befreiung ist auf dem Wege der Bildung, des Gedankens zu suchen. Aber der Gedanke allein bringt nicht den Frieden und das Ausgesöhntsein mit dem Menschenschicksale; ich wenigstens fühle so; es gibt einen Luxus des Denkens, eine Ueberfeinerung des Gedankenlebens, die uns dahin führen würde, daß der Mann zu der niedern, abstumpfenden Arbeit des Alltaglebens, das Weib zur Erfüllung ihres schweren, natürlichen Berufs zu vergeistigt werden würde. Zu dem Gedanken muß für den Mann die That kommen. Der Gedanke muß uns die Klarheit geben, deren wir zu rechtem, klarem Thun und Handeln bedürfen; in der That aber liegt erst der volle Friede, die Harmonie mit uns selbst, die Zufriedenheit mit unserm Dasein — das Glück!

Anna Morell, die es anfangs ebenso vermieden, seinen Blicken zu begegnen, wie Dankmar den ihren, hatte, während er sprach, die Augen voll zu ihm aufgeschlagen und sagte jetzt unbefangen: Ich glaube, daß Sie darin vollaus recht haben. Aber die That, die Gelegenheit zur That, ist sie allen geboten?

Freilich, antwortete Dankmar — ich müßte, um meine kleine Lebenstheorie unangreifbar zu machen, nachweisen, daß sie es ist. Statt dessen muß ich Ihnen einräumen, daß ich dies nicht kann. Ich selbst sehne mich nach der That, nach der Arbeit und — gehe doch eigentlich müßig! Glauben Sie, ich empfände das nicht? setzte er mit einem Seufzer hinzu.

So kann ich vielleicht Ihre Theorie ergänzen, erwiderte Anna lächelnd. Wie wäre es, wenn wir auf unsere Unterredung von neulich zurückkämen und sagten: die That braucht nicht immer im Thun zu bestehen, sie kann auch bestehen im Entsagen?

Diese Worte Anna's erfüllten Dankmar mit einer eigenthümlichen Freude — dieses unbefangene Erinnern an jene Unterredung von ihrer Seite machte ihn glücklich, weil es wie eine Absolution von dem, was ihm ängstigend und beklemmend auf der Brust lag, lautete, darüber dachte er nicht an eine Antwort auf ihre Frage, er blickte sie nur mit hell aufleuchtenden Augen an.

Sie werden das wol nicht gelten lassen, fuhr sie, da er nicht sprach, fort — aber, sagte sie dann in heiterm Tone, da Sie ein so großer Philosoph sind und den Weg zum Glücke für den Mann so bestimmt

anzugeben wissen, so zeigen Sie mir auch den, welchen die Frau wandeln muß. Soll sie nicht auch durch Denken unabhängig und frei werden und durch die That das Glück suchen?

Sie spotten meiner, Fräulein Anna, erwiderte Dankmar, und deshalb will ich Ihnen nicht einräumen, daß ich, der so wenig Frauen kennt, darüber wol kein Urtheil habe, sondern ich antworte: ich glaube, daß der Bildungsstandpunkt, auf welchem die Menschheit von heute angekommen ist, sich nicht mehr mit dem unbewußten, dem einem guten, aber dunkeln Drange seines Gefühls folgenden oder auch wol instinctiv gebundenen Weibe von ehemals verträgt. Wenigstens kann ein Philosoph, wie Sie mich nennen, den holden Reiz unbewußter Weiblichkeit nicht mehr gelten lassen. Das Weib darf kein halb unzurechnungsfähiges Mittelglied zwischen Kind und Mann sein, sondern muß ein voller Mensch sein. Aber das klare Denken wird den Frauen schwerer als uns. Der Führung durch das gute, dunkle Gefühl entwachsen, selbstbewußt wollend, wird die Frau immer einen langen Weg der Schwankungen und Irrungen durchzumachen haben, bis sie zu der vollen Klarheit, der nicht mehr zu trübenden Einsicht gelangt, wie allein für sie das Glück zu finden ist.

Und, fragte Anna, liegt es auch für sie nur in der über der Tiefe, sagen wir aus dem Thalgrunde, des Denkens sich aufbauenden That?

Ja — aber die That der Frau, die That, worin sie allein Glück findet, ist eine ganz andere als das Thun des Mannes....

Anna Morell fiel hier Dankmar ins Wort — es schien, als ob sie verhindern wolle, ihn zu seinem letzten Schlusse kommen zu lassen; ein wenig erröthend sagte sie:

Ich danke Ihnen, ich will über dieses ernste Thema nachdenken, und Sie sollen nicht vergessen, daß Sie mir noch eine Antwort auf meine Frage von oben schuldig sind, über welche Sie ebenfalls nachdenken mögen. Im übrigen, fuhr sie fort, kann ich mit Ihrer Lebensphilosophie ganz zufrieden sein. Wenn es auch nicht sehr verbindlich ist, zu behaupten, daß uns das Denken schwerer werde als den Männern, so müssen wir Ihnen doch sehr dankbar sein, daß Sie allen Menschen, Frauen wie Männern, die gleichmäßige Berechtigung unabhängigen Denkens und freier, eigener Prüfung dessen, was uns entgegengebracht wird, einräumen. Mehr verlange ich nicht. Etwas in mir, was andere vielleicht nur den Widerspruchsgeist einer widersetzlichen Natur, die sich nichts octroyiren lassen

will, nennen würden, zeigen Sie mir im schönsten Lichte philosophischer Berechtigung auf freies Denken und bewußtes Streben nach Klarheit. Wenn Sie auch dahinter die Gefahren langer Irrwege für eine Frau erblicken — man muß dann schon so viel Muth und Vertrauen zu sich selber haben, daß man sich aus diesen Irrwegen am Ende doch glücklich zurechtfindet. Also, ich bin mit Ihrer Philosophie zufrieden, schloß Anna heiter ihre Rede.

Mit der Philosophie, entgegnete lächelnd Dankmar, können Sie immer zufrieden sein — dafür ist sie die Kunst, sich zu beweisen, daß man allen Grund habe, mit der ganzen Welt und insbesondere mit sich selber höchst zufrieden zu sein. Aber hier haben wir das Steinkreuz erreicht, und es wird Zeit für mich, heimzukehren.

Man verabschiedete sich, Dankmar bot auch Anna die Hand, welche sehr flüchtig die ihre hineinlegte und sich dann rasch wandte, um ihren Weg fortzusetzen.

Dankmar eilte durch den jetzt ganz dunkeln Wald mit raschen Schritten heim. Sein Herz war um eine Centnerlast erleichtert.

Anna, welche zwischen Comtesse Bertha und Gundobald die Avenue von Haus Edern hinabschritt, war

unterdeß nicht so erleichtert zu Muthe. Hatte sie sich nicht doch Vorwürfe zu machen, daß Dankmar's Gegenwart so viel bezwingenden Einfluß auf sie geübt, daß ihr ihm gegenüber der Muth oder besser der Drang geschwunden, ihre Verstimmung gegen ihn, ihr Verletztsein, ihren beleidigten jungfräulichen Stolz zu zeigen?

Vor dem Hause begegnete den drei Heimkehrenden Boto. Er kam sehr fröhlich ihnen entgegengeschritten. Er war sehr gesprächig, er zeigte Anna, mit der er sich bisjetzt sehr wenig beschäftigt hatte, eine große Aufmerksamkeit; er bot ihr sogar, als man den Fuß der Portaltreppe erreicht hatte, den Arm. Anna lehnte ihn ab und eilte die Stufen hinauf; Gundobald sah fragend den Vetter an, und als Anna die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufging und die beiden jungen Männer allein unten im Flur standen, sagte Gundobald:

Ich kenne dich nicht wieder, Boto; du bist ja gegen die Gouvernante deiner Schwester von einer Herablassung, welche ich deinem gräflichen Bewußtsein gar nicht zugetraut hätte.

Gouvernante oder nicht Gouvernante, was kümmert mich das! antwortete Boto. Ich finde, daß sie verdient, eine Gräfin zu sein, und deshalb soll ihr

Gouvernantenthum mich nicht abhalten, ihr zu zeigen, daß sie meine Eroberung gemacht hat!

Ein so armes, bürgerliches Mädchen konnte deine Eroberung machen?

Weshalb nicht? Was fragt das Herz nach Reichthum und Adel?

Burghaus lachte laut auf. Nun wahrhaftig, rief er aus, während ich mit ihr durch den Wald schritt, muß sie dir in der Abwesenheit stark den Kopf verrückt haben! Ich falle wirklich aus den Wolken, dich so reden zu hören!

Und doch hörst du nichts als meine wahre Herzensmeinung, die ich im Grunde immer gehegt habe. Fräulein Morell hat eben meine Eroberung gemacht, und ich wüßte keinen Grund, weshalb ich es ihr nicht zeigen sollte.

Ich wüßte der Gründe sehr viele....

Wüßtest du in der That? So nimm immerhin an, daß du damit zu spät kommen wirst, daß ich von Fräulein Morell schon viel zu sehr bezaubert bin, um auf deine Vernunftgründe zu hören, und deshalb erspare sie mir. Es ist nicht nöthig, irgendeine Silbe darüber zu verlieren, theuerer Vetter — namentlich auch andern gegenüber nicht — du begreifst!

Gundobald Burghaus sah seinen Vetter sehr er-

staunt an. Nein, sagte er, daß du, du, Vetter Boto von Edern, so redest, das begreife ein anderer! Du kannst auch sicher sein, daß ich nicht darüber rede, denn wem ich es sagte, der würde es mir nicht glauben.

Thörichte Menschen — weil ich ein Mann von praktischem Verstande bin, weil ich keinen Chimären nachrenne, sondern mich um Dinge mühe, die wahren und reellen Werth für das Leben haben, deshalb soll ich mich ausschließen wollen von allem einfachen und wahren Empfinden? Deshalb soll ich auch in der Sphäre, wo nur das Herz und das Gemüth herrschen dürfen, nur berechnen und nur lieben können, alte Stammbäume und Zinsberechnungstabellen als pièces justificatives in der Hand?

Boto wandte sich wie zürnend ab. Burghaus sah ihm kopfschüttelnd nach und sagte sich endlich gutmüthig: Nun, ich will ihm glauben, so schwer es mir wird. Er hat sich eben, ohne daß er es jemand merken lassen, im stillen mit der Gouvernante beschäftigt, sie beobachtet, sich in sie verliebt, und diese Neigung fängt an, auf seinen Charakter zu wirken; es ist am Ende nichts Wunderbares dabei.

Burghaus wurde in dieser Annahme bestärkt, als er am Abend in dem versammelten Familienkreise

Boto beobachtete. Dieser war auffallend beflissen, Anna die Unterhaltung zu machen; und Anna, das war offenbar, nahm diese Beflissenheit sehr gut auf. Sie sprach lebhaft mit Boto, es schien fast, als ob ihre Farbe sich dabei höher geröthet habe, als ob Boto verstanden, ein Interesse in ihr hervorzurufen. Der Prinz näherte sich einigemal Anna und mischte sich ins Gespräch; aber Boto schien keine Lust zu haben, ihm zu weichen und das Vorrecht, die Gouvernante zu unterhalten, aufzugeben. Burghaus plauderte mit Edwine, und da die drei jungen Missethäter des Prinzen mit dem alten Grafen Achatius Piquet spielten, blieb dem Prinzen nichts übrig, als sich zur Gräfin Edern zu setzen, die mit ihren forschenden Blicken von Zeit zu Zeit die Gesellschaft überflog und mit einem Zuge von Misvergnügen Boto's Beflissenheit um Anna wahrnahm.

Ich muß Ihnen meinen Glückwunsch machen, Durchlaucht, sagte sie; Sie haben, seit wir uns nicht sahen, große Fortschritte in der Civilisirung Ihrer Schutzbefohlenen gemacht; ich finde alle drei durch Ihren Einfluß bedeutend gefördert....

Sie machen mich glücklich durch diese Versicherung, Gräfin, sagte der Prinz. Ich habe durch Lehre und Beispiel gewirkt, wie ich konnte, und der liebe Gott

hat mich unterstützt — ich hoffe auch, alle drei mir anvertrauten Seelen in nicht zu langer Frist als ehrenwerthe Jünglinge wieder in das Leben zurücktreten lassen zu können — es ist das eben der Vorzug adelicher Naturen, daß das Sündhafte und Gottlose sich weniger als innere Fäulniß, sondern mehr wie ein äußerer Rost an sie ansetzt, den die richtige Behandlung immer wieder entfernen kann, während die gemeine Natur von dem Sündhaften nur zu leicht ganz durchzogen und durchtränkt wird. Die adeliche Natur verliert nie das Bewußtsein, daß sie sich selbst etwas schuldig ist; die gemeine ist sich selbst nichts schuldig, sie hat dieses ihre Aufführung controlirende Bewußtsein nicht — und das ist ein uns vom lieben Gott gegebener Vorzug, der mir meine Aufgabe bedeutend erleichtert.

Das ist sehr richtig bemerkt, Durchlaucht, versetzte Gräfin Edern, und eine andere Erleichterung haben Sie in dem Beistande der Vorsehung, welche über jedem einzelnen unserer Standesgenossen wacht, mehr wacht wie über andern Menschen; das ist eine Beobachtung, die ich in einem langen Leben gemacht und zu oft bestätigt gefunden habe, um sie nicht auszusprechen. Es ist möglich, in diesem Glauben eine unchristliche Ueberhebung über andere Menschen zu

sehen. Aber was wollen Sie — ich habe zu auffällige Beispiele davon und bin meiner Sache zu gewiß, um nicht daran festzuhalten. Auch ist im Grunde nichts Wunderbares darin. Wenn Gott einem Wesen einmal das Glück gewährt, durch die Geburt ihm adeliches Blut zu geben, so hat er schon dadurch bethätigt, daß er ihm besondere Gnade zuwendet, und ist nun nicht schon von vornherein anzunehmen, daß eine besondere Gnade ihm auch auf seinem ganzen Lebenswege folgen wird?

Allerdings, antwortete der Prinz; man braucht nur die Lehre von der Prädestination anzunehmen: aus ihrer Weiterentwickelung geht dann offenbar die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit dessen, was Sie als eine Erfahrung Ihres Lebens aussprechen, hervor.

Als eine Erfahrung, eine mir nicht mehr umzustoßende Erfahrung! fiel die Gräfin ein. Mit der Prädestinationslehre dürfen Sie sie jedoch nicht in Verbindung bringen, Prinz, denn diese ist ketzerisch.

Der Prinz schwieg. Gegen dieses letzte Argument hatte Prinz Günther nie sich aufzulehnen versucht gefühlt. Er fuhr nur nach einer Pause fort: Und doch, liebe Gräfin, sind die Schwierigkeiten des Berufs, den ich ergriffen, keine geringen. Sie müßten sie selber kennen, um das ganz beurtheilen zu können. Meine

ganze Seele schreckt doch oft tief verletzt und verwundet zusammen, wenn Baron Bruno, der im Grunde ein so guter Mensch ist, einmal wieder der Versuchung, trotz all meiner strengen Bewachung, unterlegen ist und in grenzenloser Betrunkenheit sich wie ein rohes Thier geberdet; oder wenn Baron Beltram, der begabte, liebe Mensch, von seinem Cynismus übermannt und recht, ja, wirklich recht schmuzig wird. ...

Sie armer Prinz Günther — Ihre feinbesaitete Seele mag dann allerdings sehr leiden! antwortete Gräfin Edern.

O ja, sehr, sehr! flüsterte Prinz Günther weich. Und oft verzage ich dabei — und zu andern Zeiten kommt mir die Ueberzeugung, daß meine Kräfte allein nicht hinreichen, daß ich eines Beistandes bei meinem gottgefälligen, aber schweren Werke bedarf.

Allerdings, Durchlaucht, fiel Gräfin Edern ein, wenn der Kreis der Ihnen Anvertrauten sich erweitert, wenn Sie einen festen Wohnsitz eingerichtet haben, dann mag es sich empfehlen, daß Sie sich einen Helfer zugesellen, einen Mann von energischem Charakter und ebenso viel Stärke als Reinheit des Wollens; einen Mann, der Ihre milde, feinorganisirte und sublime Natur ergänzte, und nöthigenfalls durch Strenge...

Ach nein, das ist nicht gerade mein Gedanke! unterbrach Prinz Günther sie. Nicht auf Strenge und Stärke ist mein System gegründet — nur auf die Entwickelung des Gemüths durch Liebe und Milde. Nein, mein Gedanke geht darauf hin, zu meiner Unterstützung die Macht des läuternden, erhebenden weiblichen Elements herbeizuziehen.

Auch diesen Gedanken darf ich billigen, versetzte die Gräfin. Eine ältere, erfahrene Frau von großer religiöser Bildung des Herzens und von warmer, wahrhaft christlicher Hingebung würde gewiß in Ihrem Hause recht an ihrer Stelle sein, ja, sie wird Ihnen nöthig sein, schon um dieses Haus zu führen. ...

Eine ältere, erfahrene Frau? fiel Prinz Günther ein. Sie haben recht, Gräfin; einer ältern, erfahrenen Frau könnte ich sehr viel zu verdanken haben. Aber glauben Sie nicht, daß ich darauf sehen müßte, das Element des echt Weiblichen, die Zaubermacht der schönen, weiblichen Erscheinung, das Gewinnende und Vergeistigende einer edeln Frauennatur so für mich zu gewinnen, daß es meinen Zwecken bei der Läuterung dieser zum Theil sehr verwilderten Gemüther dienstbar würde?

Ach, sagte Gräfin Edern lächelnd, Sie möchten die Schönheit zur Gehülfin!

Im stillen sagte sie sich: Mir geht ein Licht auf! Der gute Prinz Günther!

Liebe Durchlaucht, fuhr sie darauf fort, Sie müßten dann schon Ihrem Berufe das schwere und bittere Opfer bringen, zu heirathen, denn sonst sehe ich nicht...

O, ich wäre um meiner guten Sache willen auch dazu entschlossen, ich könnte auch das thun, Gräfin! fiel der Prinz eifrig ein.

In der That, Sie sind bewundernswürdig, Prinz! versetzte Gräfin Edern mit einem leichten Anfluge von Sarkasmus im Tone, der dem gutmüthigen Prinzen durchaus entging. Aber lassen Sie mich Ihnen gestehen, daß Sie Schwierigkeiten finden würden. Eine Dame Ihres Standes, in welcher Sie diejenigen Eigenschaften fänden, die allein Ihre Wahl bestimmen könnten, würde sich schwer entschließen, in einen, lassen Sie mich sagen, so verantwortlichen Wirkungskreis einzutreten; sie würde Anstand nehmen, neben den Gattenpflichten auch noch solche zu übernehmen, welche sie an Ihrer Seite erwarteten. Es wäre freilich möglich, fuhr die Gräfin fort, daß Sie einer solchen Dame eine Leidenschaft einflößten, die sie anfangs über alles hinwegsehen ließe; aber ich fürchte, nach kurzem Verlaufe und nach näherer Be-

kanntschaft mit Baron Beltram, Baron Bruno, Graf Axel...

Nein, nein, nein, unterbrach sie Prinz Günther jetzt sehr lebhaft, an eine Dame meines Standes könnte ich nicht denken! Ich könnte das nicht schon aus dem einfachen Grunde, weil ich als nachgeborener Prinz eine viel zu geringe Apanage beziehe, um an eine standesgemäße Vermählung denken zu dürfen. Meine Idee, liebe Gräfin, ist eine andere; ich muß, wenn ich mich zu dem aufopfernden Schritte, von dem wir reden, entschließe, die Hingebung an meine Zwecke so weit treiben, daß ich auch vor einer Vermählung zur linken Hand nicht zurückweiche!

Zur linken Hand? rief die Gräfin überrascht aus.

Eine morganatische Ehe — würden Sie davon abrathen, liebe Gräfin? Ein in strengen Grundsätzen und zu einer aufopferungsvollen Thätigkeit erzogenes Mädchen aus dem Bürgerstande, dessen äußere Erscheinung mich gewänne, dessen Gemüthsleben mit dem meinen harmonirte, ist das, was ich seit einiger Zeit suche, und — fügte Prinz Günther ein wenig erröthend hinzu — ich glaube, sie gefunden zu haben....

Sie glauben, sie bereits gefunden zu haben?

Ich glaube, sie gefunden zu haben, und an einem Orte, wo ich doppelt lebhaft empfinde, daß ich Ihres

Rathes, Ihrer Billigung bedarf, ehe ich mich entschließe.

Doch nicht hier? rief die Gräfin erstaunt aus.

Hier, liebe Gräfin Edern, fuhr der Prinz lispelnd und sehr leise fort — ich meine Fräulein Anna Morell.

Die alte Dame sah ihn überrascht an; dann flog ihr Auge mit schnellem Blicke zu Anna hinüber, die sie noch immer mit Boto in lebhaftem Gespräche sah.

Was denken Sie darüber, meine theure Freundin? setzte der Prinz ein wenig erregt hinzu.

Die Gräfin sah schweigend und nachdenklich vor sich nieder; dann sagte sie: In der That, so überraschend mir Ihre Eröffnung ist, so muß ich, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr gestehen, daß Sie mit wunderbarer Einsicht die richtige Persönlichkeit erkannt haben.

Prinz Günther ergriff lebhaft, fast zärtlich die Hand seiner Freundin. O, wie es mich freut, aus Ihrem Munde diese Worte zu vernehmen! Nicht wahr, Sie glauben auch, daß der liebe Gott es so gewollt, mich gerade hierher zu führen, wo ein solch ausgezeichnetes Wesen weilt, wie ich es vielleicht nirgends auf Erden wiederfände?

Dieses ausgezeichnete Wesen, dachte Gräfin Edern

im stillen, scheint ja wirklich eine besondere Gabe zu haben, allen Männern die Köpfe zu verrücken — jetzt steht sogar dieser sanfte Prinz in Flammen — mir kann in der Welt nichts willkommener sein, als wenn er sie unschädlich macht und mit ihr als seiner morganatischen Gattin abzieht. — Aber, fuhr die Gräfin dann laut fort, haben Sie denn hinreichend Fräulein Morell kennen gelernt? Sind Sie der Uebereinstimmung des Gemüthslebens in einem Grade sicher...

O doch, doch! Ich habe mich mehrmals über sehr ernste Fragen mit ihr unterhalten und einen überlegenen Geist in ihr gefunden, versetzte Prinz Günther. Jedes Wort, welches sie mir sagte, hat mich sie achten gelehrt; und dann darf ich wohl sagen, ich bedarf weiter keiner Prüfung und Untersuchung; es ist Sache des Gefühls, der Intuition bei mir; die innere Ueberzeugung, daß ich einer Person mit ganzem Vertrauen mich hingeben darf, kommt mir immer wie eine Art Offenbarung meines Herzens, nicht wie ein Raisonnement des Verstandes....

Bei einer so vergeistigten Natur wie der Ihrigen, Prinz, nimmt mich das nicht wunder, versetzte die Gräfin.

Und nicht wahr, liebe Gräfin, fuhr der Prinz fort, da Sie in so hohem Grade meine Wahl billigen,

so haben Sie gewiß auch die Gnade, mich dabei ein wenig zu unterstützen? Es würde mich Ihnen ewig dankbar machen, wenn Sie Fräulein Morell etwas darauf vorbereiten wollten. ...

Ich? Wozu sollte es dienen?

Es könnte sein, daß sie Einwände zu erheben hätte, daß sie meinen Antrag in einem Lichte sähe, welches ihr Ihren vorherigen Rath wünschenswerth machte; es wäre für mich einigermaßen peinlich, wenn ich bei ihr den Schutzredner des Verhältnisses machen müßte, in dem ich Fräulein Anna die Meine zu nennen hoffe....

Fürchten Sie einen Korb?

Nicht das gerade; aber ich fürchte Fräulein Morell's Unbekanntschaft mit einem Institut unsers Fürstenrechts, welches ihr Gefühl verletzen könnte, bevor ich Zeit gefunden, sie die rechten Gesichtspunkte erkennen zu lassen....

Es mag sein, Sie mögen recht haben, antwortete die Gräfin. Im allgemeinen können Sie ruhig sein, Prinz Günther; eine arme Gouvernante gibt einem Prinzen, der ihr die Hand, sei es nun die rechte oder die linke, bietet, keinen Korb.

Glauben Sie wirklich? rief Prinz Günther entzückt über diese Versicherung aus.

Ganz sicherlich, fuhr Gräfin Edern fort; aber ich will gern Fräulein Morell ihr Glück ankündigen, wenn Sie das wünschen.

Ich wünsche nichts lebhafter!

Schon morgen soll es geschehen, wenn Sie wollen.

Ich bin ganz gerührt von Ihrer Güte, theure Freundin! — Prinz Günther zog bei diesen Worten die Hand der Gräfin an seine Lippen.

Verlassen Sie sich — sprach Gräfin Edern weiter, unterbrach sich aber, als sie sah, daß der Prinz den Finger auf seinen Mund legte und über ihre Schulter fortblickte. Sich umsehend, gewahrte sie, daß Comtesse Bertha, die sehr lautlos herangetreten sein mußte, neben ihrem Sofa stand.

Du, Bertha? sagte die Gräfin ein wenig unwillig. Es wird Zeit für dich, zu Bette zu gehen!

Ich kam auch just, dir Gute Nacht zu sagen, liebe Mama, versetzte Comtesse Bertha ein wenig schnippisch, der Mama die Stirn zum Kusse bietend.

Schlaf wohl, mein Kind, sagte Gräfin Edern dabei; sag' auch dem Papa und deiner Gouvernante Gute Nacht.

Bertha ging zuerst zum Papa, dann zu Fräulein Anna; nachdem sie dieser mit einem: Gute Nacht,

Fräulein Morell! die Hand gegeben, wandte sie sich dem neben Anna sitzenden Boto zu und flüsterte ihm hastig ins Ohr: Begleite mich hinaus! — Dann ging sie langsam, noch mit Edwine einige Worte wechselnd, hinaus.

Boto konnte ohne Aufsehen sich erheben und ihr folgen. Er fand sie draußen auf dem Corridor seiner harrend.

Was willst du mir sagen, Bertha? fragte er flüsternd.

Denk' dir, antwortete das junge Mädchen in demselben Tone, Prinz Günther will sie heirathen!

Sie heirathen — wen heirathen?

Sie — Fräulein Morell!

Prinz Günther — Fräulein Morell! Bist du unsinnig?

Ich sag' es dir, Boto! Er hat mit der Mama darüber gesprochen — ich habe alles gehört; ich habe deutlich gehört, wie ihm die Mama sagte: Eine arme Gouvernante gibt einem Prinzen, der ihr die Hand bietet, sei es nun die rechte oder die linke, keinen Korb.

Das hast du gehört?

Ja, und auch, daß die Mama bei ihr für ihn sprechen soll — schon morgen will sie es thun.

Graf Boto stand einen Augenblick sprachlos.

Du, sagte Bertha mit noch leiserm Flüstern, der Prinz weiß doch nicht etwa auch schon, was wir wissen, daß er sich so rasch entschlossen hat, der „armen“ Gouvernante die Hand zu bieten?

Boto hielt Bertha erschrocken den Mund zu. Ich bitte dich um Gottes willen, sprich nicht davon! sagte er. Was sollte er wissen! Aber das darf, das darf nicht geschehen! Die Mama darf nicht mit ihr davon reden, bevor ich mit Fräulein Morell habe sprechen können! Höre, Bertha, du mußt mir helfen — ich verlasse mich auf dich!

Was soll ich thun?

Du darfst Fräulein Morell morgen nicht von der Seite gehen, du darfst sie mit niemand, und besonders nicht mit der Mama allein sprechen lassen, bis ich mit ihr habe reden können! Macht, daß ihr draußen im Gartenpavillon frühstückt — dort will ich sein!

Das will ich schon so einrichten, versetzte Bertha, die mit Vergnügen jede kleine Intrigue unterstützte. Gute Nacht, Boto!

Gute Nacht, Bertha — vergiß nicht, daß ich mich ganz auf dich verlasse!

Nein, nein!

Sie lief die Treppe zum obern Stocke hinauf,

und Boto kehrte höchst gedankenvoll in das Familienzimmer zurück, wo er zu seinem Aerger wahrnahm, daß Prinz Günther seinen Platz neben Anna eingenommen hatte und mit süßester Miene und Stimme auf sie einredete. Es gab ihm nur einige Genugthuung, als er sah, daß Anna bald nachher diese Gnade in solcher Weise miskannte, daß sie aufstand, der Gräfin Edern Gute Nacht sagte und sich zurückzog.

Comtesse Bertha hatte am andern Tage ihr Versprechen zu halten gewußt. Man hatte zwar nicht im Pavillon, sondern im Familienzimmer gefrühstückt, aber nach dem Frühstücke hatte Bertha ihre Gouvernante bewogen, mit der Arbeit unter den Pavillon hinauszuziehen.

Fräulein Anna hatte dagegen durchaus keinen Einwurf erhoben. Comtesse Bertha beobachtete, daß sie in demselben Maße, wie sie am gestrigen Abende erregt gewesen, heute still und in sich gekehrt und zerstreut war; so zerstreut, daß sie eine eigenthümliche Aenderung im Wesen Bertha's gegen sie gar nicht wahrzunehmen schien. Comtesse Bertha war sonst trotz aller scheinbaren Demuth ziemlich schnippisch und naseweis gegen ihre Gouvernante. Heute war das anders. Bertha war merkwürdig unterwürfig, eifrig beflissen, ihr zu gefallen; sie sah über das Buch, in

welchem sie eine Aufgabe lernen sollte, fort, wie mit bewundernden Augen Anna an. Wäre diese nicht so in Gedanken versunken gewesen, sie hätte sich sagen müssen, daß es ihr in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts in Edern nun plötzlich doch gelungen, sich eine große Hingebung bei ihrem Zöglinge zu gewinnen.

Boto kam nach einer Weile und setzte sich zu der Gouvernante und ihrer Schülerin. Bertha sagte lachend: Wenn du auch bei Fräulein Morell eine Stunde nehmen willst, so will ich dir mein Buch geben — da, nimm, ich hole mir ein anderes. Dabei sprang sie auf und lief davon, dem Hause zu.

Bertha! rief Anna überrascht aus. Aber Bertha hörte nicht. Anna blickte ein wenig unwillig Boto an; sie schien das Abgekartete dieses seltsamen Benehmens zu ahnen.

Lassen Sie sie laufen, Fräulein Morell, sagte Boto; es ist mir sehr willkommen, daß sie mir möglich macht, mit Ihnen allein zu sprechen. Ich möchte wirklich bei Ihnen eine Stunde nehmen.

Eine Stunde, bei mir, und worin? fragte Anna ziemlich verwundert.

Um offen zu sein, in einer Kunst, die ich bisher ein wenig vernachlässigt habe. Ich habe eben viel anderes zu thun gehabt. Sie kennen unsere Ver-

hältnisse aus eigener Anschauung, Fräulein Anna. Sie haben einsehen können, daß mein guter Vater nicht der Mann ist, um einen großen Besitz mit der Einsicht und der rastlosen Thätigkeit zu verwalten, welche die vielfachen verwickelten Beziehungen und oft schwierigen Aufgaben nöthig machen, denen sich ein großer Grundeigenthümer heutigentags gegenüber sieht. Man kann gewiß meiner Mutter das Zeugniß geben, daß sie viele ihres Geschlechts geistig überragt, daß es ihr weder an Einsicht noch an Thatkraft fehlt; aber immerhin kann eine Frau nicht das auf sich nehmen, was nur die Schultern eines Mannes tragen. So ist denn, seitdem ich erwachsen bin, mir eine große, praktische Thätigkeit zugefallen; ich habe zu ordnen, zu organisiren, zu kämpfen gehabt und habe mich meinen oft schweren und ermüdenden Aufgaben mit um so mehr Eifer hingegeben, als ich täglich mehr glückliche Ergebnisse gesehen, als es mir gelungen, die Verhältnisse unsers Hauses in einer Weise festzustellen, daß ich sagen darf, es gehört zu den wohlhabendsten, geachtetsten, festgegründetsten des Landes. Am Ende dieser Arbeiten darf ich den Anspruch erheben, mir, meinem innern Selbst und den Bedürfnissen meines Gemüths ein wenig zu leben — über den eifrig administrirenden Landjunker ein wenig

hinauszugehen, Mensch unter Menschen mit Herz und Empfindung zu sein und dem eigenen Herzen, dessen Stimme ich in mir fühle, zu gehorchen — habe ich da nicht recht, Fräulein Anna?

Fräulein Anna sah ihn in höchster Spannung, worauf alles dieses hinauslaufen solle, an. Wollte Boto sie zur Vertrauten irgendeiner Neigung, vielleicht zu Herminen, machen? Sollte sie, Anna, ihm dabei dienen, oder wollte er blos ihren Rath?

Er sprach weiter, da sie nicht antwortete. Gewiß geben Sie mir recht, sagte er. Aber Sie begreifen auch, daß ich ein wenig verlegen und unbeholfen bin, wenn ich jenes Gefühl, daß ich eben auch ein Herz und ein Herz voll inniger Liebesfähigkeit habe, aussprechen und gestehen soll. Ich habe mich bisher so wenig um die Art und Weise, wie man um Frauen wirbt, wie man ihre Neigung gewinnt, wie man zu ihnen redet, gekümmert; ich bin so, ich darf wohl sagen, schülerhaft unerfahren, so wenig beredt, daß — daß — nun, daß ich eben zu Ihnen komme, Fräulein Anna. Sie sollen mir eine Stunde darin geben, wie man es macht, wenn man alles, was man besitzt, dafür geben möchte, einer Dame zu gefallen und ein Herz zu gewinnen, in dem man das höchste Gut und den Inbegriff alles Glücks erblickt. ... Boto sah das junge

Mädchen vor ihm mit so sprechenden Blicken und dabei mit einer so eitel lächelnden Miene an, daß sie plötzlich erbleichte.

Galt das alles ihr?

Nehmen Sie an, fuhr Boto fort, man hätte den festen Entschluß, ihr sein ganzes Leben lang zu dienen, ihr seinen Namen, sein Vermögen zu Füßen zu legen, ihr bis in den Tod treu sein zu wollen — wie macht man es, daß ein solches Geständniß sie nicht verletzt, bevor man sich durch langes Werben ihre Gunst gesichert — ach, langes Werben ist so schwer, wo eine aufrichtige Neigung sich das Glück im Sturme erobern möchte! — Sie geben mir keine Antwort, Fräulein Anna — ich bitte, sprechen Sie zu mir!

Anna sah den Mann, der so zu ihr redete, mit immer erstauntern Blicken an. Konnte sie den Sinn seiner Worte noch verkennen? Seine Blicke redeten zu deutlich; und zuckte, während diese Blicke so zärtlich auszuschauen suchten, nicht etwas wie ein triumphirendes Lächeln um seinen Mund?

Was soll ich Ihnen auf alles dies antworten, Herr Graf? versetzte sie, die Augen niederschlagend und mit zitternder Lippe. Weshalb glauben Sie, daß ich Ihnen Unterricht darin geben könnte, wie man redet, um einer Frau zu gefallen? Die Voraus-

setzung ist nicht schmeichelhaft für mich. Jedenfalls haben Sie sich nicht zu beklagen, daß Ihnen die Kunst der Rede nicht gegeben — ich habe die feine und kühle Eleganz Ihres Vortrags in hohem Grade bewundert. Ich zweifle nicht, daß Sie Glück damit machen werden; sie steht nur selten einer wahren, „aufrichtigen Neigung" zur Seite, und wo diese bewaffnet damit auftritt, müssen Eroberungen im Sturme ihr leicht werden. Dazu kommt, daß Sie Ihren Namen, Ihre Grafenkrone mit in die Wagschale zu werfen haben; es gibt der Frauen viele, sehr viele, welchen so etwas ein Ersatz scheint, wenn auch sonst an den Bedingungen wahren Glücks etwas fehlen sollte. Sollte ich jedoch wagen dürfen, Ihnen einen Rath zu geben, so wäre es der, nicht zu rasch Eroberungen im Sturme zu versuchen, sondern erst dann den Muth dazu zu fassen, wenn Sie sich Gunstbezeigungen einer Dame erworben haben, welche Ihnen die Bürgschaft geben, daß sie Ihr rasches Sturmlaufen nicht als eine Beleidigung aufnimmt.

Boto hatte Anna, während sie dies sagte, mit höchst betroffener Miene angeblickt; er wechselte mehrmals die Farbe und war so verwirrt, daß er wirklich nicht recht faßte, was sie sagte, nicht wußte, ob er es als eine entschiedene Abweisung anzunehmen

habe oder nicht. Bei ihrem letzten Worte kam ihm die Ahnung, daß doch wol ersteres der Fall sei, so unglaublich die Sache für ihn war. Er nahm ein gezwungenes Lächeln an und stieß die Worte heraus: Kann eine Dame eine ehrliche Bewerbung, die Aeußerung einer großen und aufrichtigen Neigung als Beleidigung aufnehmen? Das ist ein hartes, seltsames Wort, Fräulein Morell!

Man sagt, daß bei stolzen Frauen es vorkomme, versetzte Anna — aber weshalb sagen Sie mir alle diese Dinge? Ich kann Ihnen wirklich weiter keinen Rath geben, und für den, welchen ich Ihnen gegeben, bitte ich mir zur Belohnung einen kleinen Dienst aus.

Einen Dienst? Und welchen?

Daß Sie die Gnade haben, Herr Graf, mir Bertha zurückzurufen, damit wir unsere unterbrochene Stunde fortsetzen.

Boto biß sich auf die Lippen. Er war bleich vor Aerger und Wuth. Das soll sogleich geschehen, sagte er mit einer kleinen Verbeugung, indem er sich erhob und raschen Schrittes dahinging.

Numero siebenundsechzig! flüsterte Anna für sich, mit einem Seufzer ihm nachblickend. Aber ich fürchte, setzte sie nachdenklich hinzu, meines Bleibens ist jetzt nicht länger hier. Diese übermüthigen Männer! Ist

denn mein Geheimniß verrathen? Muß es das nicht, wenn dieser Graf Boto, dessen ganzes Wesen den berechnenden Egoisten verräth, mir seine Hand anbietet? Würde er es thun, wenn er mich für eine arme Gouvernante hielte? Nimmermehr! — Ich soll gerührt sein, daß Graf Boto Edern einen solchen Schritt thut, ich soll darin die Bürgschaft einer grenzenlos aufrichtigen, wahren, uneigennützigen Neigung erblicken — aber gewiß, gewiß weiß dieser Mensch — o, mein Gott, wer kann ihm verrathen haben — ihm und auch Dankmar von Gohr — auch ihm?

Anna's leises Selbstgespräch verstummte, sie schien bei dem Gedanken an Dankmar von Gohr, an seine brüske Erklärung von neulich in ein tiefes Sinnen zu verfallen und dieses Sinnen sehr trauriger Art zu sein, denn ein Ausdruck unverkennbarer Schwermuth legte sich über ihre Züge.

O, mein Gott, welch trauriges Schicksal, seufzte sie endlich, nie sich einer Neigung hingeben zu sollen, niemals, ohne daß sofort die dunkelsten Schatten eines herzbeklemmenden Argwohns darauffallen!

Bertha kam nicht zurück. Aber nach einer Weile kam ein Diener unter den Pavillon heraus; er brachte eine Botschaft von Gräfin Edern. Die Frau Gräfin

wünschten Fräulein Morell zu sprechen. Frau Gräfin befänden sich allein im Familienzimmer.

Anna erhob sich erregt. Was bedeutet das? Wollte die stolze Gräfin sich herablassen, die Werbung für ihren Sohn fortzusetzen? Das junge Mädchen ging sehr beunruhigt.

Gräfin Edern empfing Anna mit huldvollem Lächeln. Setzen Sie sich neben mich, mein Kind, sagte sie, mit der Hand auf den Platz neben ihr im Sofa deutend. Ich habe mit Ihnen zu reden und allerlei zu sagen, woraus Sie sehen werden, welche warme Freundin Sie an mir gewonnen haben, mit welcher herzlichen Fürsprache ich den glänzenden Eindruck zu unterstützen beflissen war, den Sie auf einen unserer Gäste gemacht haben. In der That, mein liebes Fräulein, Sie haben eine große und glänzende Eroberung hier gemacht, eine Eroberung, auf welche Sie stolz sein dürfen...

Anna zog leise die Brauen zusammen und sah die Gräfin fragend an. Sprach diese von Boto, ohne zu wissen, daß dieser eben selbst für sich gesprochen? Nein. Einen unserer Gäste, hatte Gräfin Edern gesagt — wer war das?

Die Gräfin ließ sie nicht lange im Zweifel. Eine Eroberung, fuhr sie fort, welche Ihnen ein großes

und nie geahntes Glück verbürgt; denn noch niemals hat wol ein Mann, der mehr Achtung und Vertrauen verdiente, die Hoffnung gefaßt, durch treue Erfüllung aller christlichen Gattenpflichten sich ein wahres und dauerndes Glück zu gründen. Sie müssen ahnen, von wem ich rede — sagt Ihnen Ihr Herz nichts darüber?

Ich ahne gar nichts, nicht das mindeste, versetzte Anna trocken.

Wie könnten Sie es auch ahnen? Es würde nicht für Ihre Bescheidenheit, nicht für die richtige Würdigung Ihrer Stellung sprechen, wenn Sie mir eine andere Antwort als diese gäben; und so sage ich es Ihnen denn: es ist Prinz Günther, liebes Fräulein, dem Sie einen solchen Eindruck gemacht haben, daß er in Ihnen eine liebende Gattin, eine hingebende Gehülfin bei seinem edeln und aufopferungsvollen Wirken zu finden hofft!

Gräfin Edern, die bisher, in ihrem Sofa zurückgelehnt, an den Falten ihrer braunseidenen Robe niedergeblickt hatte, schlug bei diesen Worten ihre Augen auf und schaute Anna voll ins Gesicht, wie um die Wirkung ihrer Eröffnung zu sehen.

Sie war einigermaßen betroffen, als sie nur einen Ausdruck von Unwillen in Anna's Zügen entdeckte, als diese mit einem bittern Auflachen sagte: Prinz Günther?

Prinz Günther von Welda — das finden Sie lächerlich, Fräulein Morell?

Verzeihen Sie mir, Frau Gräfin, versetzte Anna. Sie haben recht, mich darauf aufmerksam zu machen, daß es eine sträfliche Regung des Hochmuths von mir ist, wenn mir im ersten Augenblicke diese Mittheilung und die Vorstellung, welche sie in mir erweckte, etwas Lächerliches hatte. Ich dachte mich neben dem sanften Prinzen inmitten seiner Schutzbefohlenen, mitwirkend an ihrer Veredlung — ich konnte nicht anders, als diese Lage für mich ein wenig komisch finden — und doch mag es viele Frauencharaktere geben, welche an einem solchen Platze sich große Ansprüche auf Achtung verdienen würden.

Gewiß, und ich bin überzeugt, daß auch Sie das werden, denn es wird Ihnen nicht in den Sinn kommen, den Antrag des Prinzen abzulehnen.

Das ist wirklich Ihr Ernst, Frau Gräfin? versetzte Anna lebhaft. Fühlen Sie als Frau nicht das Demüthigende, welches darin liegt, von den Männern als so etwas wie eine Frucht betrachtet zu werden, nach der sie blos die Hände auszustrecken brauchen, um sie zu pflücken?

Eine Demüthigung finden Sie darin, wenn ein Prinz, ein Prinz von Welda, sich herabläßt...

Anna zog bei diesen Worten leis erröthend ihre Brauen zusammen. Sie haben recht, Frau Gräfin, sagte sie, ich falle wieder in denselben Hochmuth — eine Gouvernante, der ein Prinz die Hand bietet, sollte so nicht reden, sondern gerührt sein über so viel unverdientes, überschwengliches Glück. Aber ach, ich bin ein unlogisches Geschöpf, in dem das ursprüngliche Gefühl und der Fraueninstinct in unverantwortlichster Weise die Herrschaft behält über alle Betrachtungen der Klugheit. Dieser Fraueninstinct oder, wenn Sie einen andern Namen dafür wollen, das Gefühl dessen, was ich mir schulde, fühlt sich jedesmal aufs äußerste empört, wenn ich sehe, wie ein Mann mit seiner grenzenlosen Selbstzuversicht ohne weiteres um ein Mädchen zu werben wagt, ohne sich irgend Mühe gegeben zu haben, ihr Herz zu verdienen, ohne ihr irgend Beweise gegeben zu haben, daß er durch eine tiefe und innige Neigung sich ihrer würdig gemacht hat. Ist es nicht furchtbar beleidigend, wenn er dadurch zu ihr sagt: Zwar weißt du eigentlich von meinem Innern nichts, zwar ist dir mein ganzer Charakter noch eine unbekannte Welt; aber deine geschmeichelte Eitelkeit, dein Ehrgeiz, deine Oberflächlichkeit werden dich mir in die Arme werfen, weil ich ein Prinz, oder ein Graf, oder ein schöner

Mann bin — ein Geschöpf wie du wird andere, tiefere Bedingungen des Glücks nicht verlangen...

Liebes Fräulein, unterbrach die Gräfin sie hier, ich bin erschrocken über diese überspannten Reden, die ich von Ihnen vernehmen muß. Ein Mädchen wie Sie sollte mit schlichterer Verständigkeit über eine so wichtige Frage urtheilen, wie die Wahl eines Gatten ist; dabei von tiefern Bedingungen des Glücks zu sprechen, wenn man unter diesen tiefern Bedingungen des Glücks nicht zuerst die versteht, welche Vernunft und Religiosität fordern, ist sehr thöricht. Wenn der Prinz um Sie wirbt, so ist das keine Demüthigung für Sie, sondern es ist das Allerehrenvollste, was Ihnen in Ihrem Leben begegnen kann. Ich denke, das Vertrauen, die Hochachtung, welche er Ihnen schon dadurch beweist, sind groß genug. Die Stellung, welche er Ihnen dadurch bietet, ist glänzender und beneidenswerther, als Sie sie in Ihren kühnsten Träumen hoffen konnten. Und welches höhere Glück könnte sich Ihnen bieten als das, an der Seite eines so ehrenwerthen, durch seinen Charakter wie durch seine Geburt gleich hochstehenden Mannes für edle und Gott wohlgefällige Zwecke alle Ihre Kräfte aufwenden und sich so ein Bewußtsein erkaufen zu können, wie er selbst es haben darf?

Ach ja, versetzte Anna seufzend, Sie haben gewiß recht, Frau Gräfin! Aber mich reizt nun einmal weder die Aussicht auf das Glück, Durchlaucht genannt zu werden, noch die auf das Bewußtsein, einige mir entschieden unangenehme junge Leute zu einer fraglichen und gebrechlichen Solidität zurückführen zu helfen; und deshalb kann ich den Voraussetzungen, welche auf mich gebaut sind, nicht entsprechen.

Die Gräfin fühlte einen großen Unwillen in sich aufsteigen. Welch thörichter Hochmuth, welche Ueberspanntheit steckten in diesem Mädchen! Sie schlug ohne weiteres die Hand eines Prinzen aus — und das in der Voraussetzung sogar, dieser Prinz wolle sie zu seiner vollberechtigten Gemahlin erheben — daß es sich blos um eine morganatische Ehe handle, hatte Gräfin Edern ja gar keine Zeit gehabt, ihr klar zu machen! Sollte sie nicht jetzt noch ihr das sagen, wenn auch nur, um sie ein wenig zu demüthigen, um ihr die stolze Einbildung, sie habe es von der Hand gewiesen, eine Prinzessin zu werden, ein wenig zu stören? Gräfin Edern hatte diese Erklärung schon auf der Zunge — aber ein Blick in Anna's klare und ernste Züge hielt sie davon ab; es war ihr beinahe, als scheute sie dieses so eigenthümlich selbstbewußte, selbstsichere Geschöpf, als habe sie Grund, eine solche

Erklärung zu umgehen, um sich nicht einer Erwiderung von Anna auszusetzen, welche sie in eine nachtheilige Stellung ihrer Gouvernante gegenüber bringe. — Und das ist Ihr letztes, bestimmt gesprochenes Wort in einer für Sie so unendlich wichtigen Angelegenheit? sagte sie deshalb nur.

Es ist mein letztes Wort in einer Angelegenheit, die ich durchaus nicht als wichtig anerkennen kann, antwortete Anna ruhig. Sie wäre das nur, wenn ich glauben könnte, der Prinz habe eine tiefere Neigung für mich gefaßt. Da dies nicht der Fall ist, so ist die Sache nichts als eine kleine Episode, wie man sie — öfter erlebt und vergißt.

Gräfin Edern blickte Anna mit aufrichtiger Verwunderung an. Es kam ihr die Idee, dieses Mädchen, diese arme Gouvernante, welche so kühl einen Prinzen ausschlug, müsse an Wahnsinn leiden. — Anna selber schien zu ahnen, was in der Gräfin für Betrachtungen über sie aufsteigen müßten, und so sagte sie:

Ich bedauere nur das Eine dabei, daß ich Ihnen, Frau Gräfin, in einem falschen Lichte erscheine; ich bin nicht so überspannt und so hochmüthig, wie ich es Ihnen scheinen muß — ich habe nur in sehr ausgebildetem Maße das Gefühl weiblicher Würde,

und — es mag das vielleicht übertrieben, es mag für ein Mädchen in meiner Stellung thöricht und lächerlich gehalten werden — aber ich fühle immer eine Nichtachtung jenes Gefühls aus solchen raschen, siegesgewissen Werbungen heraus.

Ueber Ihr Gefühl kann ich nicht richten, entgegnete trocken die Gräfin. Sie sind bei Ihren Entschlüssen nur von sich selbst abhängig. Meinen Rath verlangen Sie nicht, und ich will ihn Ihnen nicht aufdrängen; aber meine Ueberzeugung, daß Sie thöricht handeln, kann ich Ihnen nicht vorenthalten.

Es ist ein hartes Urtheil, Frau Gräfin, doch bleibe ich nichtsdestoweniger darum Ihnen dankbar für die Güte, womit Sie das, was Sie für mein Glück hielten, zu fördern suchten und den ersten Schritt dazu thaten. Glauben Sie mir, die Thorheit in mir, deren ich in Ihren Augen schuldig bin, schließt die Dankbarkeit nicht aus!

Und was soll ich dem Prinzen sagen?

Daß ich nicht Neigung genug für ihn empfinde, und ohne eine solche aus keiner Rücksicht auf irgendetwas in der Welt, und wäre es ein Kaiserthron, meine Hand verschenken werde.

Gräfin Edern machte ein höchst misvergnügtes Gesicht. Ich werde wol selbst sehen müssen, wie ich

ihn beruhigen will, Fräulein Morell. Wir könnten unsere Zwiesprache beenden; seien Sie so gut, nachzusehen, wo Bertha sich umtreibt.

Anna zog die Hand der Gräfin an ihre Lippen, verbeugte sich und ging. Sie ging — und vergaß, daß sie sich nach Bertha umsehen müsse. Sie schritt die Treppe hinauf zu ihrem Wohnzimmer, und als sie auf diesem angekommen, schloß sie es ab und ließ sich niederfallen in den Stuhl am Fenster. Es ist richtig, es ist kein Zweifel mehr, sagte sie hier tief aufseufzend, mein Geheimniß ist verrathen, und jetzt entsteht das alte, leidige Kirchthurmrennen nach meiner Hand! Vor wenig Tagen Er — heute der Graf Boto, der Prinz — wie rasch, wie schamlos rasch diese Menschen sich niederwerfen und ihre Grafen- und Fürstenkrönlein in den Staub mir zu Füßen legen! Aber ich vergesse, ich bin ja nur eine arme Gouvernante, und daß sie mit dem unschuldigsten Gesichte, als ob ihre Seele nichts anderes ahnte, kommen — das, das muß mich ja rühren! Wie meisterhaft Gräfin Edern ihre Rolle spielt! Keine Schauspielerin kann die völlige Unbefangenheit besser darstellen! Von Graf Boto's Absichten mußte sie nichts wissen — er hat sie augenscheinlich nicht eingeweiht, er hat wenigstens den Muth gehabt, den Angriff auf mein armes Mädchenherz

selbst zu machen, und sich nicht, wie dieser sanfte Prinz, dabei hinter die Mama gesteckt! Arme, arme Anna, wohin jetzt mit dir! Heimkehren? Kannst du das? Heimkehren mit dem Geständnisse, daß alle deine schwärmerischen Illusionen nicht die Probe weniger Wochen überstanden haben — heimkehren in die alte, bedrängende, tyrannische Welt? Es ist unmöglich! Meinen Vorsatz durchführen in einem andern Lebenskreise — ist es nicht das Einzige, was übrigbleibt? Ich könnte zu Marie gehen, eine Zeit lang bei ihr, in ihrer Nähe zubringen — aber sie ist nicht frei, sie ist durch ihre Pflicht gebunden, sie wird keine Stunde im Tage für mich haben! O mein Gott, wie elend und verlassen oft macht der Reichthum!

Anna stützte die Stirn auf ihre Hand und versank lange in tiefes Sinnen.

Wer mich ihnen nur verrathen haben mag — wer! sagte sie dann auffahrend. Ich will, ich muß es wissen, wie Er es erfuhr! Wenn ich mich diesem guten Geistlichen anvertrauen könnte! Er könnte es erforschen, er steht ihm so nahe; er könnte mir erklären, wie es möglich ist... aber ach, was brauche ich Erklärungen! Sind nicht alle diese Männer sich gleich, sich so kläglich, erbärmlich gleich?

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schücking, Levin,

Schloss Dornegge oder Der Weg zum Glück Roman in vier Büchern

Bd.: 1. Theil

Leipzig 1868